

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 22 — Sonntag, 2. Juni 1935

Versuchung.

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knäblein sitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durchs Fenster
Der lustige, blanke Sonnenschein,
Und spricht: „Lieb Kind, du sitztest hier?
Komm doch heraus und spiel mit mir!“
Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

Der Knabe schreitet weiter,
Da kommt ein lustig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und schaut so schlaue zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit, der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blühn!“ —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

Der Knabe schreibt und schreibt,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau meine Äpfel! Diese Nacht
Hab ich für dich sie reif gemacht!“ —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

Da endlich ist er fertig:
Schnell packt er seine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten:
Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Der Vogel singt und nickt ihm zu,
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust:
Jetzt kann er lustig sein!

Robert Reinick.

Die Hausaufgaben.

Neben dem Schmerz der Schule selbst stand der Schmerz der Hausaufgaben. Die Notwendigkeit aller dieser Dinge sieht man erst viel später ein; wenn man jung ist, hat man darüber seine eigenen Gedanken.

Wir gründeten damals schon bald eine Art von G. m. b. H. bezüglich der Schulaufgaben; vielleicht ist das die erste Kollektivarbeit auf diesem Gebiete überhaupt gewesen. Aufzeichnungen darüber bestehen nicht; unsere G. m. b. H. ist übrigens nicht sehr alt geworden. Wir wurden verklatscht und ausgehoben, und wir wurden wieder Einzelunternehmer. Die Gemeinsamkeit der Fehler und Falschdeutungen in unseren Hausaufgaben gaben unseren Lehrern die erste Fährte und Witterung. Es war nicht zu leugnen, daß wir eine Art von Privatstunde gegründet hatten, in der der Ungelährte-Primus unserer Klasse den Vorsitz hatte; oder jeweils der geistig am meisten Potente leitete den Strom seiner Weisheit in unsere Hefte; Gedichte wurden gemeinsam auswendig gelernt; unser Sprechchor schmetterte mit den „Bychen des Kranikus“ durch die Gegend; mit schauriger Stimme wiederholten wir „des Sängers Fluch“ und auch die zarte Lyrik Lenascher Poesie blühten wir gemeinsam in graue oder blaue Tage; maßgebend für das „Kollektiv“ war allein der Gedanke, in möglichst kurzer Zeit und mit möglichst wenig Fehlern und Mängeln das gestellte Pensum, eben die Schulaufgabe zu überwinden. Denn draußen lockten der Busch oder das Ried, das Spiel, jedenfalls das Gegenteil von Zwang: die Freiheit.

Was spielte da die Jahreszeit für eine Rolle, wenn man frei war? Im Winter gab es sicher andersgeartete Ausspannung als im Frühjahr. Der Sommer zog an den Fluß oder in den Tümpel, in dem die Frösche quakten, und der Herbst lockte auf die nahe Nufallee oder in den bunten Wald; selbst der Winter war schön und begehrenswert. —

Wir waren das ganze Jahr über der Indianerstamm, die „Letzten Sioux“, deren Lagerfeuer nicht und zu keiner Jahreszeit erlosch, deren Wighwam entweder am Nordkanal stand oder sonstwo an der Peripherie der Stadt, im Busch oder am Schilf. Der Eisenbahndamm trug den fauchenden Nord-Express, der eigentlich ein ganz gewöhnlicher Personenzug Neuf-Neersen-Viersen war; unsere Friedenspfeile qualmte von väterlichen Zigarrenresten, unser Kriegsbeil war aus Pappe; dennoch war es hart und sein Schlag war tödlich; die Skälpe der

Feinde trockneten reihenweise — täglich frisch — auf der Leine, und unsere Schulaufgaben waren so restlos vergessen, daß wir abends immer noch einmal in des „Sängers Fluch“ schauen, oder noch einmal die „Kraniche des Ibykus“ aus ihrer wohlverdienten nächtlichen Ruhe aufscheuchen mußten; noch einmal mußten wir, wenn wir vom Kriegspfade oder vom Fußballplatz nach Hause kamen, in den Katechismus schauen, um die Weisheit immer noch mehr zu vertiefen, wozu wir auf Erden sind. Wir ahnten, daß wir nicht nur zum Spielen auf der Erde seien, aber wir machten von dieser Ahnung noch keinen Gebrauch.

Unsere Schulaufgaben-G. m. b. H. wurde dann jäh aufgelöst; ich weiß nicht, wie es kam. Eines Tages mußten wir alle unsere Schulaufgaben einzeln machen. Unsere Eltern waren von der Schule aus über unser mißfälliges gemeinsames Arbeiten und Abschreiben aufgeklärt worden, und nun war es mit der „kollektiven Schulverwaltung“ zu Ende. Die Folgen in unserer Spielgemeinschaft waren verheerend; die Häuptlinge kamen zu spät zum Thing, weil gerade sie die meisten Schwierigkeiten mit Brüchen und gemischten Zahlen hatten, mit Mathematik und unregelmäßigen Verben, mit Auswendiglernen und Geschichtszahlen. Nur, wenn Vater Rolf uns den Auftrag gab, für die Botanik-Stunde zu „botanisieren“, dann hatten wir, ohne jede Lüge, den Anlaß, frühes Verschwinden aus den quälischen Stuben zu erreichen. Wir rissen die Beute erst beim Nachhausegehen aus dem Graben oder aus dem Busch; Aronstab und

Schachtelhalme wuchsen am Nordkanal in Mengen. Wir rationalisierten unsere Funde so, daß unser Botanik-Lehrer in jeder Stunde einen Anlaß hatte, sehr eingehend und sehr genau über die Wunder der Pflanzenwelt zu sprechen, indessen wir eher an die Jagdgründe dachten, wo diese Dinge wuchsen, als an die Pflanzen selbst, an ihre Konstruktion, an Staubgefäße und Fruchtsempel.

Schulaufgaben waren uns fast mehr ein Grauen, als der Zwang des Stillsitzens in der Schule überhaupt. Wenn draußen die Sonne lockte oder der Wald rief, oder wenn die Eisbahn offen war, die sommerlichen Düfte und Schwaden durch das Fenster vom Garten her kamen, dann kämpfte Freiheitsbegehren gegen Zwang, der Wunsch, losgelassen zu werden von der Leine, gegen die Notizen im Aufgabenbuch so sehr, daß man Mitleid mit sich selbst haben mußte; und mit jeder Schwierigkeit der Aufgabe wuchs die Unlust, mit jeder Länge der Arbeit die Abneigung, mochte einem dann noch so oft gesagt werden, man sei faul.

Magisch zog es hinaus, fort von der Pflicht in den schillernden Schein strahlender Jugendtage, denen wir nun immer und immer wieder begegnen, wenn wir den Weg wandeln und schleichen, auf dem wir einst stürmten und rannten, von leisem Schuldgefühl getrieben, geängst auch von dem unbewußten Bewußtsein von der Flüchtigkeit dieses seligen Glückes, das als Erinnerung nun das einzige Paradies ist, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

F. H.



Foto: Bartoky, Bavaria-Verlag, Gauting vor München.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl G.

12. Fortsetzung.

Die Flucht gelingt

„Die Lady gibt Ihnen in einer Stunde Bescheid“, sagte ich, als ich wieder zu Dir trat. „Sie will noch einmal einen Spaziergang an den See machen, um sich schlüssig zu werden.“

Ich blinnte Hertha nach, deren schlanke Gestalt langsam zwischen den Bäumen verschwand. Der Weg bis zum Versteck unseres Motorbootes dauerte kaum zehn Minuten. Ich überlegte blitzschnell, wie ich mich jetzt aus der Affäre ziehen konnte. Der Malaria bedeuete im Augenblick keine Gefahr. Der Orientale sah noch da und das.

Dir stand mit zwei Revolvern im Gürtel neben mir. „Geben Sie mir eine Zigarette“, sagte ich zu Dir. Als dieser mir sein Paket „Durban“ reichen wollte, zeigte ich in die entgegengesetzte Richtung und rief: „Da läuft der verdammte Pipp davon!“

Dir fuhr herum, ich riß ihm den einen Revolver aus dem Gürtel, rannte ihn mit dem Kopf in die Magenröhre und stürzte in Richtung auf den See davon. Nun spielte sich alles in Sekunden ab.

Der Orientale schleuderte mir, wie ich mit einem halben Blick sah, sein Buch nach. Dir stieß einen Fluch aus, rief dem Mann auf der Veranda zu: „Paß auf den Kerl im Rasthaus auf! Diesen werde ich schon bekommen“, und eilte mir nach.

Dreimal hörte ich den Revolver von Dir knallen — dann war ich am Boot. Hertha sah unter dem Sonnendach, Pipp kurbelte an, ich sprang mehr tot als lebendig in das Boot, das sich unter meinem Gewicht zur Seite legte, und dann ging es in den See.

Wieder im Boot! Unsere „Germania“ hatte bald die schwebende Inselspitze umfahren, so daß wir dem Blickfeld des Trios entschwunden waren. Jetzt blieb es, einen geeigneten Landungsplatz zu suchen, das Boot wieder zu verstecken und der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

Es war eine richtige Robinsonade, nur daß außer dem Freitag — Pipp — auch noch Hertha dabei war. Wir hatten fast alle unsere Sachen nach und nach durch Hertha ins Boot bringen lassen. Der Spirituosen war da, zwei Hummeln, die Moskitoneze und ein Schlafad, der noch nie benutzt worden war. Unsere Lebensmittel reichten für eiliche Tage. Außerdem lagen im Boot vier Pfund feinsten Tabaks und zwei Flaschen Brandy.

Aber schon nach einer Woche liefen wir wie die Halbwilden herum, dachten nicht an Kaffern und ähnliche kosmetische Dinge, sondern nur an das eine: wo bekommen wir etwas zu essen her?

Wir hatten nämlich ein geradezu ungeheuerliches Pech gehabt. Ein nächtliches Gewitter hatte sich mit unserem Motorboot auf und davon gemacht. Nur ein Stumpf an der Stelle, wo wir die „Germania“ verborgen hatten, verriet uns den Gergang der Katastrophe. Tagelang wagten wir nicht, Hertha etwas von dem Unglück zu erzählen, das uns aus freiwilligen zu unfreiwilligen Robinsons gemacht hatte. Wir schützten Appetitlosigkeit und alles mögliche andere vor, wenn wir beim Essen den uns noch verbliebenen, geringen Proviantvorrat schonten — bis wir trotz der Hitze bleich um die Inselspitze wurden. Taglich machten wir ergebnislose Jagdpartien auf der Insel, konnten aber beim besten Willen nichts Magenfüllendes ergattern.

Unsere Hoffnung setzten wir auf das Eintreffen des Polizeibootes, und um uns die Zeit zu verkürzen, hielten Pipp und ich abwechselnd Ausschau, während der „Dienstfreie“ die Pflicht hatte, etwaige bei Hertha aufsteigende Bedenken über unsere Lage zu verschleiern. Pipp schien darin ein abscheuliches Geschick zu besitzen, denn als ich einmal von dem Auszug zurückkehrte, fragte das Mädchen ganz unbedeutend:

„Was ist denn nur mit Pipp los? Er will andauernd Betteln mit mir abschließen, daß wir doch noch alle auf einem richtigen Friedhof beerdigt werden...“

Hertha mag keine Pfeife.

Kritisch wurde die Situation, als Hertha eines Abends plötzlich mit wüthender Beherrschung in der Stimme nach unserem flüchtigen Abendeessen ausrief:

„Um Gottes willen, meine letzte Zigarette, was nun?“

„Pfeife rauchen“, meinte Pipp, denn wir hatten noch immer zwei Pfund Tabak und besaßen auch mehrere Pfeifen. Hertha versuchte es auch, gab diesen Genuß aber bald unter Würgen und Krachen auf. Es ging einfach nicht.

Ich suchte meine Taschen nach Zigarettenpapier durch und fand tatsächlich in der Gürteltasche unter einigen Schlingenscheinen noch ein einziges Blatt. Die aus Pfeifen- tabak gedrehte Zigarette behagte der jungen Frau besser. Aber nach einigen Zügen war die Zigarette nur noch Asche, und wieder standen wir vor der Frage: Was nun?

Schließlich kam ich auf einen Ausweg. Die Schenkungs- urkunde von King Dolly bestand ja aus Reisepapier, und der Rand des Dokumentes war breit.

Am nächsten Tag ging also der in Blättchen ge- schnittene weisse Rand der Urkunde als Zigarettenpapier drauf. Und er war es wirklich wert, denn ein „smoke“ in unserer Lage ließ uns leicht ein paar Mahlzeiten ver- gessen.

Ruderschläge in der Nacht.

Und dann kam plötzlich die Rettung. Ich ahnte sie schon einige Stunden nach Mitternacht, als ich Ruderschläge im Wasser klatschen hörte. Ich ver- hielt mich aber mausestills und wachte weder Hertha noch Pipp, denn wer konnte wissen, ob das nähere Boot das Fahrzeug des Distriktschiffers oder das aufsteigend von den Banditen erwartete Boot war. Deutlich konnte ich hören, wie das Schiff in der Nähe unseres Lagerplatzes auf der Insel anlegte.

Vorsichtig schlich ich mich durch das Dunkel zu der Stelle, wo man das unterdrückte Schwappen von Ein- geborenen hörte. Zuerst konnte ich nur ungewisse Ge- stalten erkennen, die sich mit irgendeinem Vallen zu schafften machten. Ein Lagerfeuer wurde nicht angezündet, ein Zeichen, daß die Ankömmlinge ihre Anwesenheit irgendwem geheimhalten wollten.

Wem? Das war die große Frage. Der Protektors- polizei oder den roten Banditen auf dem Festland? Als ich meine Augen endlich an die Dunkelheit ge- wöhnt hatten, glaubte ich sicher zu sein. Das Zeit, das die Schwarzen schnell und geschickt errichteten, war das übliche Zeit eines „Dios“.

Mit einem leisen: „Hallo, Mr. Figer!“ trat ich aus dem Busch in die Lichtung. Eine Taschenlampe flammte auf, der Lichtkegel traf mein Gesicht. Und dann hörte ich eine bekannte Stimme. Es war wirklich Leutnant Figer, der meinen Brief erhalten hatte, sich einen Vers daraus zu machen verstand und nun im Schutz der Insel angelegt hatte, um seinen Schlachtplan vorzubereiten.

Schnell war der Offizier über alles, was vorgefallen war, aufgeklärt. Er rief uns, auf der Insel zu bleiben, bis er nach „geantener Arbeit“ uns abholen und nach Salis- ford bringen könnte. Bevor ich wieder zu unserem Lager zurückkehrte, bat ich den Leutnant noch um Lebensmittel. Mit einem Sack voll Dosenfleisch, mit Maisbrot und einer Butterkruste, mit einer Flasche Gin und einem Glas Marmelade kam ich in unserem Lager an.

Ich zündete, ohne daß Pipp oder Hertha etwas merkten, den Spirituskocher an, kochte Kaffee, bereitete meinen Vorrat in verschwenderischer Fülle auf Blechblechern aus und wachte dann die beiden Schläfer. Es war ein Nach- mah! unter dem Kreuz des Südens, wie ich keins zuvor genossen hatte. Ich konnte nicht förmlich unter dem funkelnden Nachthimmel in dem begeisterten Lob, das ich zwischen den Bissen von Hertha und Pipp gependel bekam. Der Kaffee war ein Zaubertrank für uns, und als ich gar eine kleine Büchse mit kondensierter Milch öffnete, da hätte tatsächlich nicht viel gefehlt, und die beiden wären mit um den Hals gefallen.

„Und nun hoffentlich eine echte Zigarette“, sagte Hertha, sich behaglich streckend, als die Zeller reingegeben waren.

BLICK IN DIE WELT

Was ein Kästchen werden will.

Mik Arabell London ist eine begabte Propagandistin — wenigstens was ihre eigene Kaufbahn angeht. Diese hoffnungsvolle junge Dame, die mit dreizehn Jahren sich schon heimlich von zu Hause fort und auf eine Welt- reise machte, von der sie nach den ersten zehn Kilometern allerdings mit der Polizei zurückbefördert wurde, flüchtete die Eltern in ein Kloster bei Sacramento (USA), um sie dort streng erziehen zu lassen. Aber sie brachte es fertig, einer Filmgesellschaft verschiedene Lichtbilder von sich zu schicken und um Erlaubnis zu bitten, sich vorstellen zu dürfen. Die Firma, nichtsahnend, forderte sie auf, einen Besuch zu machen, und die unternehmungslustige Mik beschloß einen Koffer, sie aus dem Kloster nach Hollywood zu entführen. Gleichzeitig sorgte sie dafür, daß diese Ent- führung der Presse nicht verborgen blieb. „Widderhölter junger Filmstar wird aus dem Kloster zur ersten Auf- nahme entführt“, lautete die Überschrift eines Artikels mit ihren Bildern. Und die Filmgesellschaft, verblüfft von so viel Geschäftsgenie, machte einen recht vorteilhaften Ver- trag mit Mik Arabell, die ihren Managern sogar die Reklame abnimmt.

Wie entstand London?

So gut man im allgemeinen über die Geschichte der europäischen Städte Bescheid weiß, — ist es sonderbar, daß über die Urschichte Londons recht wenig bekannt ist. Es ist immer noch ungewiß, ob London von den Römern gegründet wurde, oder ob schon vorher sich eine Niederlassung der eingeborenen Keltten hier befand. Einige neuere Ausgrabungen scheinen darauf hinzuwei- sen, daß bereits vor den Römern Ansiedler diesen Platz für günstig hielten. Als Hauptstadt kommt aber London für die römischen Kolonialherren erst in späteren Pe- rioden in Betracht. Zu Anfang ihrer Herrschaft besetzten sie Colchester und reagierten von hier aus. Nachdem sich aber diese Stadt im Jahre 60 n. Chr. während des Kampfes der Königin Boadicea bei der Verteidigung nicht bewährt hatte, wurde Londinium — der Name acht auf ein keltisches Wort zurück — zur Hauptstadt erklärt, aus- gebaut und befestigt. Ihre wirkliche Bedeutung aber er- ranga sich die Stadt erst zur ersten christlichen Zeit, aus welcher Epoche eine Basilika und ein imposantes Rathaus stammen, deren Reste man vor wenigen Tagen bloßlegte. Im vierten Jahrhundert aber war London schon ein wichtiger Handelsplatz und die fünfzigste Stadt nörd- lich der Alpen.

Wie sieht man ein dreißigiges Haus?

Mr. G. E. Watson in Melbourne (Australien) machte eine Erfahrung, die schon mancher europäische Hauswirt vor ihm gemacht hat — sein dreißigiges Mietshaus stand wochenlang leer. Da aber Mr. Watson Geld brauchte und niemand das Haus kaufen oder mieten wollte, so schloß er einen Vertrag mit einer Abbruchfirma, die am 1. April das Haus abbrechen sollte, erhielt dreitausend Mark Vorzahlung und trat eine Reise nach Adelaide an. Von diesem Vertrag hörte ein Schwindler, tat sich mit

Ja, das hatte ich verschwiegen. Durfte ich aber zu- geben, daß mir Herthas Rauchnöße ganz entfallen waren, als ich den Offizier um Proviant erleichterte?

Nein, das ging nicht, und deshalb lag ich: „Die hatte Leutnant Figer leider auch nicht. Aber ich werde dir eine drehen.“

Es ging zwar ein Stückchen des Fortlaufs der Schenkungsurkunde in Asche auf, als die junge Frau fest wohlige blaue Wolken in die Nacht blies, aber was half's? Es blieb in dieser Nacht nicht bei der einen Zigarette. Wer mochte noch bis zum Morgen schlafen? Ich drehte aus dem größten Teil des wertvollen Reisepapiers Zigaretten, und Hertha merkte in der Dunkelheit nicht, daß sie die teuersten Zigaretten in Rauch und Asche aufgehen ließ, die wohl je ein Mensch geraucht hat.

Noch bevor aber die Tropen Sonne aufging, hörten wir wieder die Ruderschläge, ein paar leise Kommandos, und dann — nach Minuten, die ewig zu dauern schienen — ferne Schiffe. Achmal knallte es auf.

Eine Stunde ewig schneidenden Wartens folgte. Dann bog mit dem Morgenlicht das Polizeiboot um die Insel- spitze. Leutnant Figer musterte suchend das Ufer. Wir schrien und winkten. Das große Boot näherte sich, und während Hertha den Rest ihrer mit dem Daumenabdruck des Negersfürsten verzierten Zigarette mit einem Freudens- schrei fortwarf, sprang der junge Offizier an Land.

Die Vorgänge auf dem Festland erwähnte er nur ganz beiläufig: die unerwartliche Affäre sei beigelegt, und zwar so, daß unnütze Schreibereien unnötig seien. Dann bat er mich, ihn Frau Corini vorzusstellen, reichte auch Pipp die Hand, holte ein großes Zigarettenetui aus der Tasche hervor und bot seine „Klugs“ reithum an.

Hertha warf mir einen merkwürdigen Blick zu, als hätte sie mich beim Flunkern ertwischt. Na, schön! Dafür hatte ich auch, als ich ihr aus meiner Schenkungsurkunde Zigaretten drehte, genug freundliche Worte von ihr erhalten, und was sind schließlich ein paar tausend Morgen Plantagenland am Nilflusse gegen das Lächeln einer weißen Frau im Urwald?

Wir flogen ein, die Schwarzen legten sich in die Ruder, und langsam entschwand die Insel unserem Blick. (Fortsetzung folgt.)

drei Nummern zusammen und fing sofort an, das Haus abzubauen, als Mr. Watson die Stadt verlassen hatte. Parkett, Türen, Fenster, Telephone, Badewannen — alles wurde gut und teuer verkauft, und als Mr. Watson nun wiederkam, fand er zu seinem Entsetzen nur die Mauern wieder, denn sogar das Schieferdach war abgedeckt wor- den. Nun geht ein Prozeß in Szene, den Mr. Watson gegen die Polizei wegen schlechter Bauaufsicht anzu- strengen hat.

Mit Extrazug ins Krankenhaus.

Zum erstenmal, seit es Eisenbahnen in Slowenien gibt, ist es vorgekommen, daß sich ein Privatmann einen Sonderzug bestellt hat. Vor einiger Zeit warnte sich ein Bauer aus Cernica an die Eisenbahndirektion von Laibach mit der Bitte, ihm doch sofort einen Sonderzug von seinem Heimatdorf nach Laibach zur Verfügung zu stellen. Der Bauer war erkrankt, und sein Arzt hatte ihm dringend geraten, sich im Laibacher Krankenhaus sofort operieren zu lassen. Da sein Zug mehr fuhr, bestellte sich der Bauer in seiner Angst um seinen Leben einen Sonder- zug. Er erhielt keinen Zug und fuhr nach Laibach, als er aber in das Krankenhaus kam, erklärte man ihm dort nach der ärztlichen Untersuchung, daß der Kollege von Cernica zum mindesten ein wenig sehr anästhetisch in seiner Diagnose gewesen sei. Eine Operation sei überhaupt nicht erforderlich. Betrübte ja der Landmann wieder nach Hause und rechnete mit Nummer nach, daß ihm dieser Sonderzug mehrere tausend Dinar gekostet habe. Es er- bebt sich nun die Frage, ob der Arzt, der ihm den Sonder- zug „verschrieben“ hatte, schadenlos davonkommt.

Der fliegende Kaffee.

Auf eine sonderbare Art gelang es einem Sträfling des Stockholmer Gefängnisses, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen und zu fliehen. Als er einige Wochen später eines neuen Teufels wegen wieder verhaftet wurde, gestand er ein, daß er sich eine Möwe gemietet hatte, die von seinem Gefängnisfenster aus ihm Brotkrumen ab- nahm. Schließlich wurde sie handabgem. Sein Freund, der diese Dresse beobachtet hatte, gewöhnte die Möwe auch an sich, und nun trug das Tierchen wie eine Vrieshaube nach- richten hin und her, ein fliegender Kaffee. Dann brachte sie eines Tages eine Kiste und eine Postkarte. Nun war es eine Kleinigkeit, die vorbereitete Flucht anzutreten. Seitdem haben die Gefängnisbeamten ein scharfes Auge auf die so unschuldig aussehenden Möwen.

Kaffeeschnaps.

In Italien hat man neuartige Methoden zur Ge- winnung von Alkohol aus einer Kaffeeart, den Opun- tien, verurteilt. Da Ruderrüben und Kartoffeln erst mühsam angebaut werden müssen, Opuntien aber als Unkraut wild wachsen, läßt sich leicht ein Geschäft ausbreiten, das ganz vorteilhaft sein muß. Alkohol aus Kaffern — das haben sich diese treuen Wasserbewahrer bitter Genenden auch nicht träumen lassen. Wie der Kaffeeschnaps schmeckt, davon verläutet allerdings nach nichts.

Weg ins Grün

Auf heimatlichen Pfaden



raufen, weit vor den Städten war es, außerhalb der „Bannmeile“ die die Stadtbenachbarten Dörfer umschlingt und ihnen ein Bild gibt, in dem die ländliche Eigenart zu schwinden begonnen hat. Außerhalb laubere, asphaltierter Straßen, abseits tabulärer Dorfpflaster sind wir gewandert, dort, wo die Pfade in glückliche Ungeordnetheit laufen, mitten durch Busch und Feld, über den Fluß

hinüber oder an seinen Schilfrändern entlang, wo Gras und Moos die Schritte lautlos machen, wo rissige Pappelsäulen zum Laubgewölbe eines vielstüppigen Domes aufstehen.

Die Sonne kimmert zwischen den Stämmen; ganz leise zittert ein Hauch durch das Geäst; er wiegt die Schilfränder hin und her, die aus dem Grünraum des Wassers emporstehen, aus dem Wassertraut heraus, wo sich blauschimmernde, zartflügelige Libellen wiegen und von hoher Blätterwarte nach den Fischen Ausschauen, die hier und da an den Wasserpiegel hüpfen und ihn erglänzen machen und kleine Kreise ziehen. allerlei Getier tockelt lautlos durch die warme Nachmittagsluft; von irgendwoher schreien Vögel. Nur der Amdud benimmt sich außer der Reihe und schmettert seine Federn, — zwei Töne nur, mehr kann er nicht, — in die Stille hinein, um mit einem Mal so aufgeregt vorlaut zu tun, daß seine Stimme nicht mehr mitkann: aus nicht allzuweiter Ferne hat sich ein anderer aus der Sippschaft gemeldet, der aber bald vorzieht, aus der Gegend dieses unhöflichen Patrons zu verschwinden.

Wir waren von der Straße gekommen, die man sonst mit dem schönen Namen Kommunalweg benannt. Abwärts führte der Weg, zu einem breiten Einschnitt im Gelände, das schon

dehnt und streckt in wohlthuendem fatten Grün oder frischem Braun. Gemächlich faul liegen am Weidenzaun entlang die Kühe, während drüben die Brauen im Schritt am Gras sich gütlich tun. Busch und Waldstübe treten beiderseits in das Blickfeld, an den Fluß heran, der behäbig durch die Niederung ostwärts zieht. In den Windungen mancher Baumreihen fannst Du sehen, daß früher die Erft in anderen Bahnen floss; heute steht da manchmal nur ein stilles und trübes Wasser mit trübem Pflanzengewirr und zur heißen Sommerzeit mit vielen Tierchen beißender Gattung, nämlich Mücken.

Da, wo die Erft den Damm schneidet, hat man scheinbar eine prächtige Brücke errichtet. Da, gewiß, auf dem Bild sieht es so aus. Leider ist es nicht so; das Bauwerk ist nur an dieser Seite soweit fertiggestellt, wie für ein geistigen Verkehr.



Späte Blüten.

Die zweite Hälfte auf der anderen Seite fehlt bis auf die Widerlager. Daß sich diese Form sehr harmonisch in die Landschaft einfügt, wird niemand bezweifeln.

Etwas „eingelegter“ Verkehr spielt sich doch auf der „Gilbachbahn“ ab; das besorgen die, welche täglich mit ihrem Rad aus dieser Gegend zur Arbeitsstätte oder nach Holzheim in dieser Gegend sind wir! — und zurück fahren. So hat sich im Laufe der Zeit ein Pfad gebildet, daß man hier bei schönem Wetter eine nette Spazierfahrt machen kann, dürfte sich auch schon herumgebrochen haben. Die Holzheimer wenigstens wollen es bestimmt, wie man hier nach Hülchrath und noch weiter kommt.

Es würde bestimmt nicht vom Übel sein, wenn man einmal dem Gedanken näherträte, auf dieser unfertigen Bahnstrecke unter Verwendung der Wege zu beiden Seiten des Damms einen Radweg zu schaffen, der nicht nur nach Hülchrath führte, sondern auch den Gilbach hinauf, was manchem wohl behagen würde.

Auf dem Weg südwärts durchschneidet der Damm einen dichtbewachsenen Hügel, der als einzige Erhebung weit und breit aus der Niederung aufsteigt. Wer sich die Mühe macht und unter den Bäumen nachforscht, findet Steinbrocken der Art wie an uraltten Kirchen, Trümmern, Ziegelwerk, herausragende Mauertrümmer, zerfallene Böhlungen: — hier stand einst ein Schloß, von dem in Wahrheit fast kein Stein auf dem anderen geblieben ist. Die letzten Reste deutet die Natur mitleidig an, als wolle sie bis heute keine Erinnerung dulden an den schändlichen Brudermord, der einst vor fünfzehnhundert Jahren dieser Burg und ihrem Geschlechte zum Verderben ward.

Die Grafen von Helsenstein, deren Namen schon vor 900 Jahren genannt wird, sind eine stolze und freibare Familie gewesen und haben vor Gewalttaten nicht zurückgeschreckt. Namentlich mit ihrem Landesherren, dem Kölner Erzbischof, gerieten sie oft in Fehde, bis daß er sie einmal — 1329 war es, — ganz gründlich auf's Haupt schlug. Heinrich von Helsenstein rüdte mit seinen Mannen an, erüdete und zerstörte die Feste; einer der drei feindlichen Brüder verlor sein Leben, während die beiden anderen in Gefangenschaft gerieten und sich verpflichten mußten, das Schloß nicht wieder aufzubauen.

Die bauenden Streitigkeiten hatten die rauschtigen Herren soviel gekostet, daß sie den Gutshof Schlich zu Geld machen mußten.

Bierzig Jahre später war die Burg teilweise wieder aufgebaut. Als dann 1371 gar Philipp von Helsenstein durch seinen Bruder Friedrich ermordet wurde, war es mit der Gebuld des Landesherren zu Ende. Friedrich von Saarwerden ließ die Feste dem Erdboden gleichmachen, nicht nur, wie es in einer alten Urkunde heißt, wegen dieser Untat, sondern auch wegen der Gewalttaten jener Eltern und Vorfahren: Und nur wenige Jahre noch, und das Geschlecht derer von Helsenstein verlor.

Davon würden die Trümmer erzählen, könnten sie reden; die Steine, die da unter Wurzel- und Feigenwurz und Didicht schlafen, stumme Zeugen einer vergangenen Zeit. —

Flammender Ginster blüht an unserem weiteren Weg längs des Damms. Viele „Hummeln“ in braun-schwarzen Rassen nähren an den goldgelben Blättchen, neben deren Pracht bescheiden im hohen Graie die Wiede weinrot aufgegangen ist, und knospende Margeriten aufkünden, daß der Tag, an dem sie ihre Sterne aufgehen lassen, nicht mehr fern ist.

An einer Unterführung teilt sich der Weg. Da führt er auf Neutkirchen zu, das auf erhöhtem Gelände vor uns liegt, hinter dem „neuen Haus“, wo uns diese Karre entgegenkam, deren Fahrer ganz erstaunt tat: Habber noch photographet? Sicher hatten wir das.

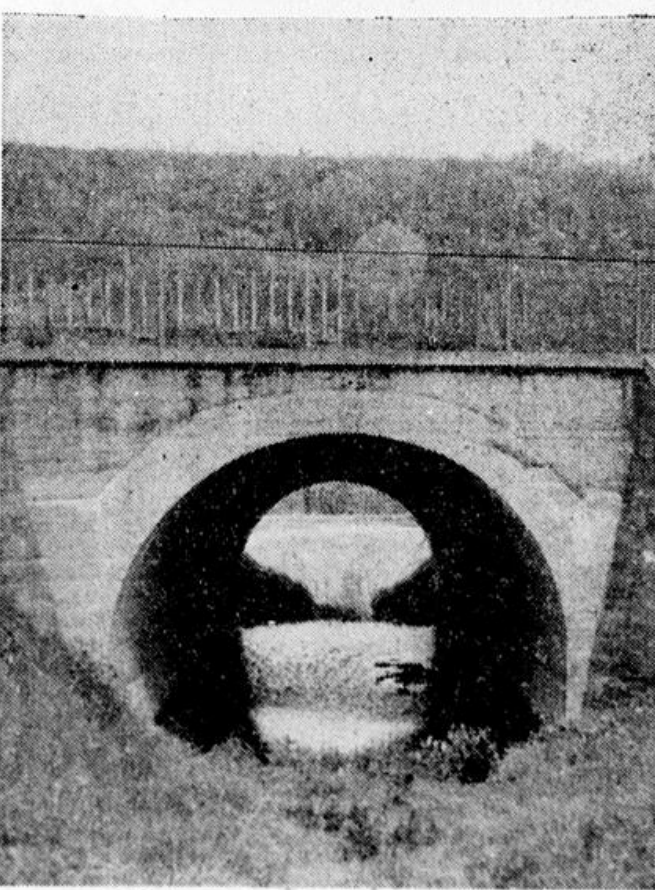
Aus den Weiden hinter dem Schloß Hülchrath her zwischen dem Fleden und Mündbach kommt der Gilbach geflossen, vorausgesetzt, daß einige Regentage seinen Umfang etwas vermehrt haben. Sonst kann wahrhaftig bei diesem Bach, der oft genug kein Bach mehr ist, von Fließen wenig die Rede sein. Man hat ihm wohl in der letzten Zeit sein Bett aufgeschürft, womit er jetzt guten Eindruck macht. Aber auch dieses wird allmählich von wucherndem Grün mit Beschlag belegt. Da unten, wo der Bach durch den Damm auf Zed zu entweicht, blühen zwischen großen und kleinen Blättern verborgen himmelblaue Bergheimeinnicht.

Von Hülchrath aus soll man, will man nach Weseling, hoven oder Kapellen, nicht den allbekannten Pfad nehmen, sondern abseits über die pappelbestandene Wiese, quer durch den prächtigen, ragenden Buchenwald oder noch mehr seitwärts an den Tannen entlang, dann am ehemaligen Langwadenener Schloßpark vorbei, auf Weselinghoven zu oder nach dem ersten Hof rechts ab nach Kapellen, wohin ein schöner Pfad am Erft-



Begegnung am „Neuen Haus“.

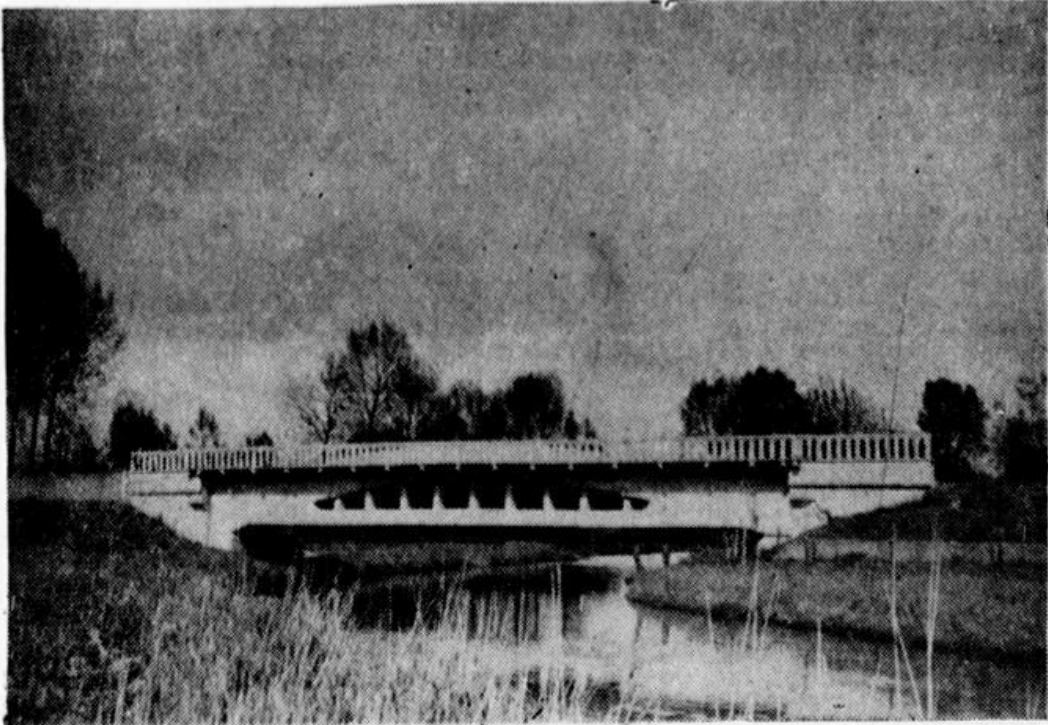
vor dem großen Krieg für das schauende Dampfcoß bereitet worden ist, aber heute noch die rollenden Wagen nur aus der Ferne sieht. War früher an Stelle dieses langen, breiten Streifens wohlgeheutes Ader- oder Weideland, so hat jetzt die Natur in Ursprünglichkeit wieder von der verlassenen Stätte Besitz genommen. Gras und Bäume und Sträucher und bunte Blüten bedecken den Damm und seine Seiten, zur Freude des Wanderers, die sich hier wirklich ungehört ergeben kann. Von da oben herab schaut er auf das heimatliche Land, wie es sich



Tahinein fließt der Gilbach bei Mündbach.

ufer führt, der den Genuß eines solchen umfangreichen Nachmittagsparcours vollkommen macht. Denselben Weg umgekehrt zu machen, dem steht nichts entgegen. — Mit dem Auto geht's Gottseidank nicht; aber der Fotoapparat und die gute Laune gehören dazu, und damit läßt sich auch in unseren nicht gerade schönheitsarmen Heimatgegenden doch schon allerlei machen. —

Aufnahmen: Joseph Lange, Neuf.



Die halbe Erftbrücke bei Holzheim.



Blick in die Niederung.

Der Leuchttürmwärter

Von Arthur M. Braedrich

Die Wellen branden gegen den Leuchtturm: der Giftsticht bis auf die Galerie. Wird eine unruhige Nacht, denkt Erik Jürgensen. Aufmerksam verfolgt er den Lichtballen, der Runde um Runde dreht, schließlich durch den Sturm schiebend, der wie lachender Hohn daherbraust.

Halt! Was war das? Grell hebt sich ein weißer Fleck ab vom mörderischen Gebrause, als der Lichtkegel vorüberstreift. Es ist ein Boot, es treibt dem Turm zu.

Erik Jürgensen springt die Wendeltreppe hinunter, reißt die eiserne Luke auf, stürzt in das Boot, das ihn allabendlich an den Turm bringt, und wirft die Riemen in die Rollen. Lange, gefährliche Minuten vergehen, dann tanzen beide Boote Seite an Seite. Schnell purrt der Leuchttürmwärter sie aneinander und rudert nun, die Bogenhülle geschickt ausnützend, an den Strand.

Er sieht einen weißen Körper, ein Mädchen, im Boot liegen. Die kleinen Füße stecken in Strandschuhen. Das Gesicht ist bleich, aber der Mund, der wie die Augen geschlossen, leuchtet in gesundem Rot.

Ist sie tot? Er nimmt sie in seine starken Arme und trägt sie in die Blockhütte, die ihm tagsüber als Unterkunft dient. Behutsam legt er sie auf das Segraslager, entzündet die Petroleumlampe und eilig beginnt er mit Wiederbelebungsvorversuchen. Vorsichtig, weich, wie es sonst seine schwelgen Hände gar nicht gewohnt, bewegt er die weißen schlanken Arme der Geborgenen auf und nieder, und als er schließlich eines ihrer feingeaderten Lider hebt und sieht, daß jene Stille der Pupillen, die Toten zu eigen ist, fehlt, wird ihm warm und froh ums Herz.

Mächtig färben sich des Mädchens Ohrläppchen und Wangen. Da hält er inne mit dem Pumpen, und andächtig beobachtet er die zu neuem Leben Erwachende, dieses schöne Mädchen, das das Meer ihm, dem Einsamen, in die Hütte spie. Scheue Ehrfurcht überkommt ihn; er kennt ja nur die starkknochigen Frauen des Fischerdorfes, solche wie diese sind ihm fremd.

Sie öffnet die Augen. „Wo bin ich?“ fragt sie, wie aus einem schweren Traum aufwachend. Aber ihre Stimme ist leise und fein und singend. Erik Jürgensen errötet, als er Auskunft gibt. Da blickt sie erstaunt in seine Augen, legt sich dann aber matt zurück und schläft ein. Leise verläßt Erik Jürgensen die Hütte und kehrt an die Stelle seiner Pflicht zurück.

Kurz nach Sonnenaufgang horcht er an der Tür der Blockhütte, eilt ins Dorf und holt Gebäck und Milch, die noch lauwarm ist. Als er hernach die Hütte vorsichtig betritt, steht die Gerettete vor dem Spiegel und ordnet ihr Haar. Verlegen wendet er sich, und er fühlt, wie er wieder errötet.

„Woraus trinke ich?“ fragt sie ihn. Dabei mußt sie sein sonnenverbranntes Antlitz und seine naturgesunde Erscheinung. Er greift nach einem irdenen Topf, gießt die Milch in diesen und stammelt, sie sei sicherlich nicht gewohnt, aus einem Topf zu trinken. . . Sie lächelt und nimmt den Topf.

Mittags rudern sie an den Leuchtturm, steigen auf die Galerie. Die See ist ruhig, und es glückt am glatten Grundgestein. Jogernd erzählt Erik Jürgensen von dem Turm, von dem Dienst und von sich. Dort im Dorf sei er geboren und groß geworden; er habe den Strand nie verlassen. Er kenne nicht einmal eine Stadt. Morgens und abends ziehe ein Flugzeug über ihn dahin, doch er wisse nicht, woher es komme, wohin es fahre. Als sie ihm daraufhin erzählt, sie sei Tänzerin in Berlin, sei nach dem Bad dort drüben zur Erholung gefahren und gestern abend auf einer Ruderfahrt vom Sturm überrascht worden, schämt er sich der ihm jetzt so lang und breit erscheinenden Schilderung seines einfachen Daseins. Und als sie vorschlägt, sie wolle ihren Urlaub hier in der Einsamkeit, bei ihrem Reiter verleben, errötet er wieder. Aber seine Augen strahlen.

Am Nachmittag rudert er nach dem Bad und holt das Gepäck seines Gastes. Danach richtet er die Blockhütte wohnlicher her. Er selbst wird auf dem Turm schlafen.

Am Tage machen sie zu zweien weite Spaziergänge, abends spielt er auf dem Schifferklavier, während die Tänzerin mit hinter dem Kopf verstrickten Händen neben ihm ruht. Wenn sie singend einstimmt, verlingt sein Spiel allmählich, und er sieht träumend aufs Meer hinaus. Später, auf dem Turm, steht er lange, mit hinter-sinnigen Augen ins Weite sehend.

Eines Morgens — es ist noch sehr früh, die Welt liegt da in heiligem, süßem Schweigen — fördert er unweit der Hütte die Angel. Tiefe Ruhe, friedliches Behagen ist in ihm und dennoch ein drängendes Sehnen. Er gewahrt

nicht, wie sich das Fenster der Hütte öffnet und die Tänzerin sinnend auf das Musikspiel in seinen braunen, starken Armen steht. Doch, als er den Blick hebt, als er ihr in die Augen sieht, da packt es ihn mit Urgewalt. Sacht legt er das Angelgerät neben sich, trinkt sekundenlang das Bild strahlender Jugendfrische dort im Fenster in sich, tritt läppisch, unbeholfen heran und setzt sich auf die Bank unter dem Fenster.

Langes Schweigen. „Ist die Welt nicht wunderbar, Erik Jürgensen?“ „Schöner als je — seit du bei mir bist“, erwidert er leise.

Mit einemmal wird dem Mädchen offenbar, daß ihres Bleibens nicht länger sein darf. Als der strahlende Tag



Zeichnung: Krusch

erfährt, singt sie ein wehmütiges Abschiedslied. Nach tiefem Schweigen sagt sie leise, traurig: „Erik Jürgensen, morgen reise ich ab.“

Er duckt sich, wie nach einem Schlag. Schwer atmend hebt sich seine Brust; aber sein Mund bleibt stumm. Müde, schwer ist sein Schritt, als er ihrer Bitte, sie noch einmal an den Turm zu bringen, nachkommt. Das Wasser gluckst. Ein heller Schein im Welt — der erstirbende Tag. Droben blinken in schöner Klarheit die Lichter der Ewigkeit.

„Du darfst immer hier leben, Erik Jürgensen. Ich beneide dich! Ich muß in die große, laute, stauende Stadt zurück.“

„Bleibe hier!“ bröhnt es in ihm, aber seine Lippen öffnen sich nicht. Und als sie anderntags dem stundenlangen Bahnhofs zuschreitet, sind ihm die Füße schwer wie Blei. Hin und wieder verhält das Mädchen den Schritt und steht nach dem weißgetünchten Leuchtturm zurück. . .

Der Jung schauert vor verbaltener Kraft. Schon mahnt der Schaffner zum Einsteigen. Da bricht's aus Erik Jürgensen hervor: Beide Arme schlingt er um die Scheibende: „Du darfst nicht fort! Bleibe bei mir!“

Sie erschrickt ein wenig. Später fühlt sie Glück in sich darüber, daß sie seinen Armen umschlungen und seinen Mund suchte. Sie entwirrt sich ihm, stürzt in den schon rollenden Zug, reißt ein Fenster herunter und winkt, winkt, bis der Zug sich in die Ferne legt. Tränen stehen in ihren Augen.

„Du lieber Dursche —“ Der Zug raft dem Leben in bunftschwärmenden Städten zu.

„Habe, Jungs!“ Er dreht sich um. Gerade zur rechten Zeit, denn Heini ist schon auf den Baum hinaufgeklettert. Und — was ist natürlicher? — die andern sind dabei, es ihm nachzutun.

Der Lehrer möchte es ihnen schon erlauben. Aber drüben steht der Bauer, dem Weiden und Baum gehören, und scheint schon sowieso nicht gerade begeistert von dem neumodischen Kram. Wenn wir jetzt noch über den Baum klettern, hebt er den Hund auf uns, denkt Herr Winter, und außerdem haben die Jungs zu gehorchen. „Halt!“

Und nun donnert er sie an, daß keiner aufzublicken wage. Und der Bauer auf der anderen Seite des Baums kommt immer näher heran, und sein Gesicht wird immer freundlicher. Zuletzt lacht er sogar.

„Bravo, Herr Lehrer!“ ruft er, als dieser zu Ende ist. „So müßt Sie mit de Jungs umgahn. Dat Taktstück ward veel to wild. De Reetstod helpt noch beet!“

Das ist nun zwar nicht Herrn Winters Meinung, aber er lächelt dem andern doch freundlich zu. Dann läuft er mit seiner Gesellschaft zum Sportplatz. Wie die Jungen doch Ordnung halten können!

Jetzt einige Übungen. Sie knappen, denn der Schiedsrichter steht allen noch in den Knochen. Dann Weisprung. Heini Schlobohm ist der Beste. Aber dafür läuft er auch vor lauter Freude gleich noch mal zurück und schlingelt sich zwischen die, die noch einmal springen sollen, weil sie beim ersten Male hingefallen sind. Der Lehrer will es nicht merken. Er muß sich ausstoben, denkt er, laß ihn.

Aber die andern Jungs schreien: „Heini beschummelt, Herr Winter!“ Und schon sind welche da, die laut murren: „Wenn der das darf, tu ich das auch!“ Da muß Herr Winter es sehen.

„Heini, komm mal her!“ Mit der Haltung eines hüpfenden Mäuschens kommt er angeläufig. Aber in seinem Gesicht steht die Freude, daß er es doch immer wieder wagt, den Lehrer zu ärgern. „Heini, du bleibst hier fest ganz still stehen bis die Stunde zu Ende ist. Und wehe dir, wenn du ein Wort sagst oder dich vom Platz rührst! Dann ist es aus mit uns!“

Was sich Heini dabei denken soll, weiß der Lehrer selber nicht. Aber er will seine Jungs nicht schlagen, er kann ihren Aberglauben gut verstehen, und er hofft immer noch, daß Jureben hilft.

Erstmal geht es auch gut. Sie springen weiter, machen noch einen Stafettenlauf, und Heini muß mit bösem Gesicht zusehen. Er murmelt zwar allerlei Unfreundliches vor sich hin, aber so leise, daß man es überhören kann.

Zum Schluß der Stunde gibt es noch ein fröhliches Wettspiel zwischen zwei Parteien, die mit einem großen schweren Ball laufen und ihn weitergeben müssen. Damit beide Parteien gleich stark sind, muß Heini wieder mitspielen.

Das ist nun auch ein Spiel, das große Freude macht und lauten Jubel auslöst. Nur — na, übermäßige Ordnung kann man dabei von den Zehnjährigen wohl nicht verlangen, denkt Herr Winter und läßt sie toben, die Schule ist ohnehin gleich aus.

Abpfeiff, Aufstellen.

„Heinz und Erich bringen die Bälle weg!“ Wer ist zuerst an den Bällen? Jawohl, Heini Schlobohm und mit ihm noch drei, vier andere, die sich nun von ihm nichts mehr vormachen lassen wollen. Als Heinz und Erich dann auch da sind, ist die große Balgerei im Gange.

Und nun geschieht etwas Überraschendes mit dem Lehrer. Er fühlt, wie er zornig wird, ihm fällt ein, daß er als Student immer behauptet hat, ein Lehrer dürfe nie in Wut geraten, denn eigentlich böse seien Kinder ja auch nicht, er überlegt, daß sein Zorn hier nun doch angebracht ist — und dann springt er hin, greift sich den Heini heraus, und haut ihm links und rechts eine runter.

Das geht alles so schnell vor sich, daß er selber am meisten erschrocken ist, als Heini laut heult und der Rest sich überhaupt nicht mehr zu bewegen wagt. Dann kommt ihm erst langsam zum Bewußtsein, daß er zum ersten Male einen Jungen geschlagen hat.

Und im nächsten Augenblick tut es ihm schon wieder leid, denn der Heini ist doch ein netter Kerl sonst. Er hat selber Herzklappen und es dauert eine Weile, bis er sich beruhigt hat.

Dann läßt er antreten, marschiert zur Schule zurück, und entläßt die Klasse. Mit einem Male geht alles ruhig und ordentlich, auch auf dem Nachhauseweg. Nur Heini Schlobohm schimpft, immer lauter, je weiter er sich von der Schule entfernt. „Ich sage es meiner Mutter!“ ist das letzte, was der Lehrer von ihm hört.

Am nächsten Morgen kommt er vor Beginn der Stunde zu ihm hin, gibt ihm die Hand und strahlt über das ganze Gesicht.

„Na, Heini, was hat deine Mutter gesagt?“

„Oh, ich hab' das Hell voll gefreut.“

Seit dem Tage ist Heini Schlobohm sein bester Schüler.

Auf 3000 Tasfen . . .

Es gehörte kein kleiner Mut dazu, eine japanische Schreibmaschine zu konstruieren, aber ein Ingenieur in Tokio hat es doch gewagt und eine Fabrik nahm sie ihm ab, um sie als Massenware herzustellen. Seit über 50 000 Zeichen hat die japanische Schrift, und wenn die Maschine mit 3000 Tasfen auskommt, so ist sie auch nur für den üblichen Bürobetrieb geeignet — ein lyrisches Gedicht oder eine philosophische Betrachtung könnte man auf ihr nicht ausdrücken. Wer aber das System dieser Maschine beherrschen kann und sich für das übliche Gehalt für ihre Bedienung anstellen läßt, das steht auf einem anderen Blatt. Es wird Jahre brauchen, um tüchtige Kräfte für 3000 Tasfen auszubilden zu lassen.

Umfändlicher Selbstmordversuch

Der Selbstmordversuch, den ein junger Mann in Prag unternahm, war sehr aufregend für die Zuschauer und beschwerlich für Polizei und Feuerwehr. Aus dem vierten Stock eines Hauses sah nämlich ein Mann heraus, der einen Revolver an die Schläfen hielt und sich zu erschließen drohte. Man rief die Polizei und diese versuchte mit Hilfe der Feuerwehr, sich des Selbstmordkandidaten zu bemächtigen, der sich eingeklinkt hatte. Mit Tränengas versuchte man ihn von seinem Vorhaben gewaltsam abzubringen, aber er gab einige Schüsse ab und sprang aus dem Fenster. Unten jedoch wartete schon das Sprungnetz, das ihn sicher auffing. Er wurde in eine Irrenanstalt gebracht.

Ohrfeigen / Von Thomas Kampen

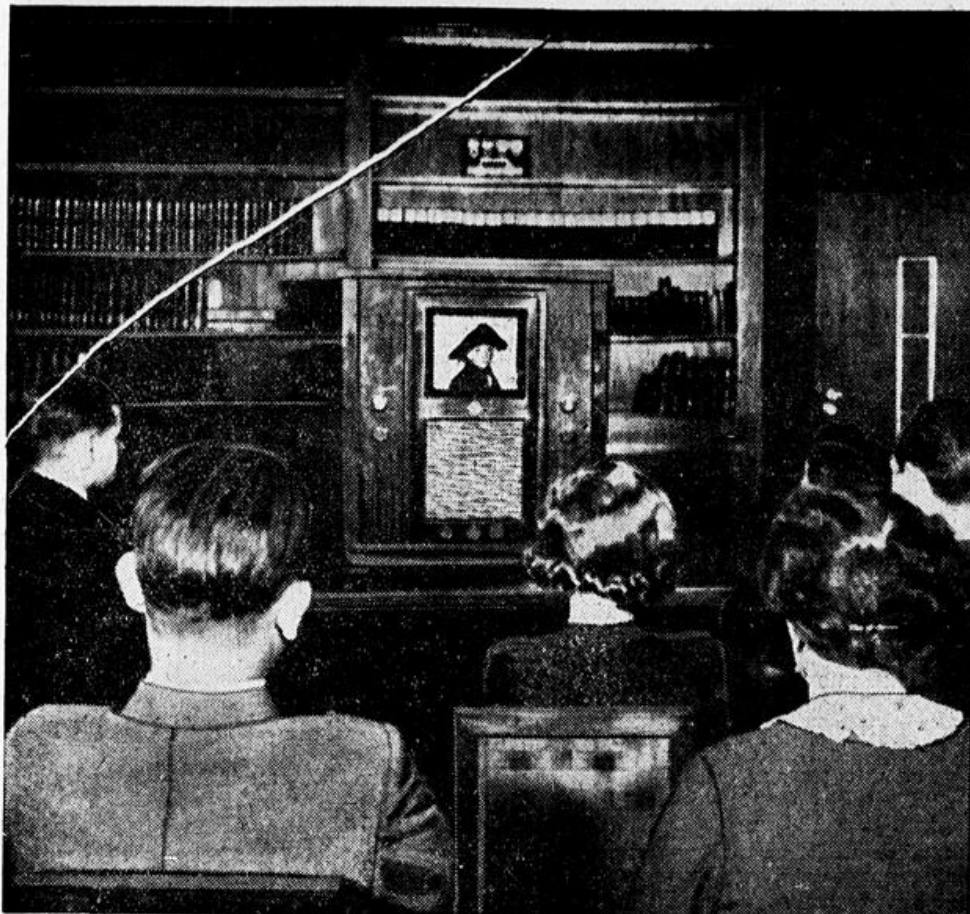
Turnstunde. Der Lehrer läßt seine dreißig Jungen antreten. „Geländelauf! Langsam und gleichmäßig laufen, den Mund halten, nicht aus der Reihe tanzen! — Rechts-um!“ Er stellt sich an die Spitze. „Los!“ — „Oh, Herr Winter läuft selber mit!“ Die Jungen freuen sich, das kennen sie in ihrem Dorf noch nicht. Der junge Lehrer ist erst vor kurzem aus der Stadt hierher verpflanzt worden und führt nun so allerhand neue Sitten ein. Was ist denn dies nun wieder? Da laufen sie mitten in der Stunde durch das Dorf und an den Weiden entlang, springen über Gräben und postern über Stäbe, daß man sich die Ohren zuhalten muß, und der Lehrer selber ist immer vornweg. Das gibt genügend Grund zum Lachen und Neden.

Spaß sollen sie haben, denkt der Lehrer, aber Ruhe sollen sie auch halten. Er sammelt sich zu einem drohenden Blick, bleibt stehen, und läßt die Bande an sich vorbeiziehen. Sie lachen aber jetzt noch und pusten und hüpfen mehr als nötig, aber sie sind still geworden. Bloß Heini Schlobohm mal wieder nicht. Bei dem geht das Mundwerk wie eine Nähmaschine, laß den Lehrer doch ruhig zucken. „Der haut ja nicht“, hat er neulich in der Pause schon mal zu Rolf

gesagt, als sie beide dicht neben ihm standen. Na, wenn Lehrer alles hören wollten, was sie hören!

„Heini!“, mit leicht erzürntem Unterton gerufen, bist diesmal noch. Weiter. Jetzt trampeln sie über einen Steg und dann sind sie auf einem schmalen Pfad zwischen zwei Weiden. Ganz ruhig ist es zwar nicht, aber es geht. Dann muß sich Herr Winter aber doch mal wieder umbliden. Alle laufen sie schön hintereinander. Gott ja, mal tritt einer seinem Vordermann auf die Hacken und der gibt einen Anstoß zurück, nun, aber sonst kann man zufrieden sein, es herrscht doch Ordnung. Nur — „Heini, du Lämmel!“ Der hüpfte da natürlich wie ein Füllen auf der Weide herum. Wenn das der Weiser sieht, kommen wieder die dicken Bescherwen. „Bistst du wohl in der Reibe bleiben!“ Alle lachen, denn wenn der Lehrer Lämmel oder so was sagt, ist er vergnügt. Das meint er nie so.

Jetzt kommen sie an einen Baum. „Oh, da rüber, man zu, Herr Winter!“ Aber Herr Winter sagt „Nein!“, schlägt einen kurzen Bogen, und will seinen Verein zurückführen. „Oh, wie gemein!“



Otto Gebühr, in Berlin in der Halle abgetastet, erscheint in Potsdam im Fernsehempfänger.

In Berliner Funkhaus. „Zum Fernsehen: 3. Stock, Zimmer 335!“ Fahrstuhl — Windfangtüren, dunkle Gänge. Und hinter einer geräuschlos geöffneten Tür steht man in den geheimnisvollen Räumen, aus denen die Reichs Rundfunkgesellschaft seit Wochen den ersten programmatischen Fernsehbetrieb der Welt durchführt.

Ein Blick ins eigentliche Laboratorium. Da schnürt ein Konfektionsprojektorapparat wie er zu Tausenden in Lichtspieltheatern steht. Da stehen Verstärkergeräte, glühende Kontrolllampen auf. Aber nichts ist Vollendung und Ordnung. Alles zengt von Beginn, von

Gewirr von Kopfhörerschläuchen ganz leise der ersten Rundfunksendung aus dem Berliner Vorhaus in der Potsdamer Straße folgen.

Und es steht vor mir jene Nachstunde in der Bodenkammer, da ich am ersten selbst empfing; als zum ersten Male von mir selbst gesteuert, das matte Licht der Audionröhre aufleuchtete und mir die Ferne nahe machte.

Ich dachte auch an jene erschütternde Stunde, als mittels des ersten Tonfilms die Bilder auf der Leinwand zu sprechen begannen, und es mir schien, als ob nunmehr große Menschen, Politiker, Musiker, Schauspieler usw. wirklich körperlich allgegenwärtig und unsterblich würden.

Zuletzt auch dachte ich an das kleine Wunder, das mir einst an einer rasenden Zigarettenmaschine in der winzigen Selenzelle begegnet war, in dem dieses merkwürdige elektrische Auge zuverlässiger als ein Menschenauge darüber wachte, daß die Zigaretten stets genau gleich liegend in die Verpackung kommen, und das sofort die große Maschine anhält, wenn hierbei ein kleiner Irrtum geschieht.

Wer bewußt seine Zeit erlebt, der muß von solchen Stunden erzittern werden. Nicht zwar weil er in **Abendung** niederstürzt, bevor was hier wieder menschlicher Geist an sich erschaut, wohl aber im erbebenden Vorauswachen, wie immer gewaltigere Mittel entstehen, zum rechten Dienst an der Gemeinschaft gezwungen, wohl fähig, Inhalt, Kraft und Möglichkeiten unseres eigenen Lebens und des Lebens unseres ganzen Volkes ins immer Un-

Steuerpult und Kontrollapparat des Bildsenders.

drängendem Versuch zur Weiterentwicklung. Und die Techniker in den weichen Kitteln, all die behelfsmäßigen Kabel und Verbindungen, sie sind ein Beweis dafür, wie jung dieses neue Kind des Rundfunks ist, wie viel sorgsame Pflege und Wartung es braucht und wie rastlos an seiner Fortentwicklung gearbeitet wird.

Während am Kontrollapparat auf der gelben Fläche der Braunischen Röhre die gefendeten Filme vor mir abrollen, Wochenlang mit den neuesten Tagesereignissen, Kulturfilm aus der deutschen Heimat, ein Fahrtenfilm deutscher Jugend durch Griechenland, zwei lustige Filme mit Theo Lingens, Adele Sandrock, stehen mir plötzlich jene großen Stunden vor der Erinnerung, in denen mir ähnliche große Wunder unseres technischen Zeitalters zum ersten Male begegneten.

Da ist jenes geheimnisvolle Turmstäbchen meiner kleinen schlesischen Heimatstadt, in dem ich zum ersten Male 1923 wirkliche Musik aus dem Äther hörte. In einer Funkstunde des Telegraphenamtes war das, und an einem dienstfreien Sonntagmorgen durften wir wenige Auserwählte aus einem

gemesseneren zu reigern. — So erlebte ich in dieser Stunde das Fernsehen: Da läuft in jenem Laboratorium der Reichs Rundfunkgesellschaft der Projektionsapparat mit einem gewöhnlichen „altbekannten“ Tonfilm. Aber wo aus dem Objektiv im Kino der Bildstrahl austritt, um das Bild tiefengetreu an die Leinwand zu werfen, da rast hier die Lochscheibe mit ihren unzähligen unendlich feinen Öffnungen vorbei, die einzelnen vorüberlaufenden Bildchen des Films (25 in 1 Sek.) in unzählige einzelne Bildpunkte verschiedener Helligkeit zu zerlegen. Und hinter der Lochscheibe ruht in einem aluminiumblanken Kästchen das Geheimnis der Selenzelle. Die verschiedenen hellen Strahlen, die die Lochscheibe hindurchläßt, bewirken hier Stromschwankungen, die dann verstärkt, wie auch beim akustischen Rundfunk, einem Sender zugeleitet werden, der in drahtlosen Wellen in die Ferne strahlt, was hier rasende Filmbilder sind.

Und noch ein zweiter Weg geht von den Filmbildern aus: Da ist ja neben dem Bildstrahl das schmale Band, auf dem es nach vielem Mühen gelang, die zu den Bildern

Das Ereignis des Fernsehens

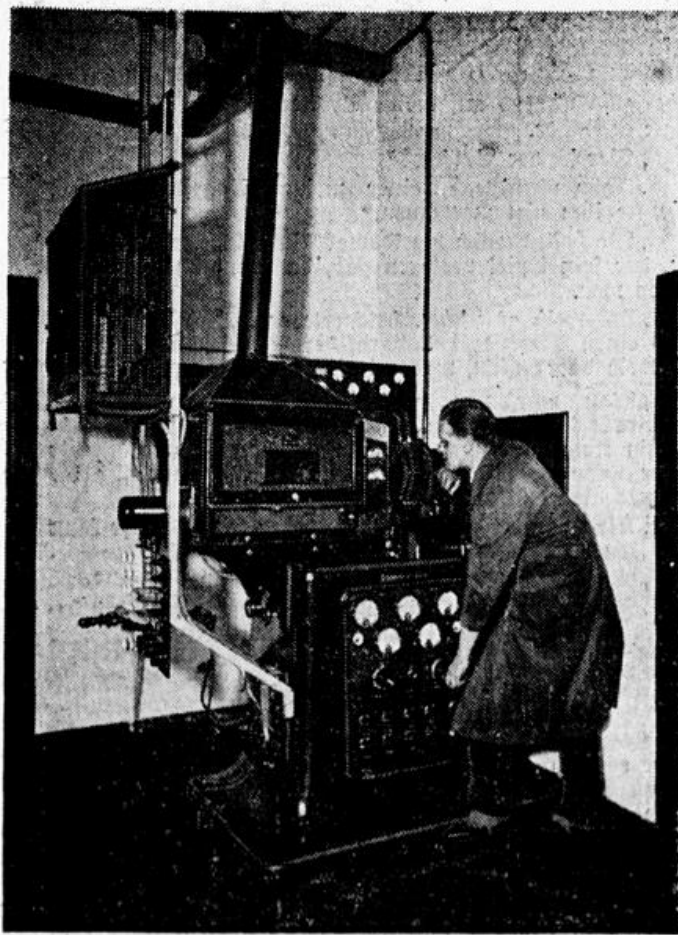
Hinter den Kulissen des Fernsehens — Ein Besuch im Berliner Funkhaus

Die Deutsche Reichspost zeigte kürzlich der Presse in Potsdam Versuche auf dem Gebiete des Fernsehens über weite Entfernungen. Es wurde hierbei die erste öffentliche Fernsehstunde außerhalb Berlins in Potsdam eröffnet. Für die Technik ist mit der Übertragung der Versuchssendungen des Reichspostzentralamtes nach Potsdam eine weitere Etappe zurückgelegt, handelt es sich doch darum, daß an Stelle der bisher 6 Kilometer 25 Kilometer vom Bildsender überbrückt werden. Die Vorführung war ferner dadurch bedeutsam, als zum ersten Male außer der Sprecherin auch ein Schauspieler (Otto Gebühr) abgetastet wurde. Die Überbrückung der Entfernung hat den Technikern viel Mühe und Arbeit gekostet. Aber es wurde angekündigt, daß die nächste Zeit noch umwälzende Neuerungen auf dem Gebiete des Fernsehens bringen wird. Inzwischen wird der regelmäßige Fernsehprogrammbetrieb der Reichs Rundfunkgesellschaft reibungslos durchgeführt. Unser S. G. Mitarbeiter führt hinter die Kulissen der regelmäßigen Fernsehsendungen.

gehörten Laute, Sprache, Musik, Geräusche aufzuzeichnen. Wieder über eine Selenzelle werden auch diese Helligkeitsschwankungen, die ja photographierte Töne darstellen, in elektrische Schwankungen umgewandelt und gleichermaßen verstärkt über den zu dem Bildsender gehörenden Tonsender hinausgeschickt. Zwei Ringantennen übereinander auf der höchsten Spitze des

Ultraschallwellensender vom Brocken das Fernsehprogramm senden. Dann ist eine weitere Etappe zurückgelegt. Für den Laien mag dieser Erfolg wenig sein, aber der Techniker weiß, daß diese Etappe ein entscheidender Schritt auf dem Wege des Fernsehens sein wird.

Und ich sah in diesem ersten Bild, wie einst überall in deutschen Häusern Fernseh-



Der Lichtstrahlabsorber, einer der wichtigsten Apparate des Fernsehensenders.

So steht das Ereignis des Fernsehens da, es wurde erst ermöglicht, als die Wunder des Rundfunks, des Tonfilms, der Selenzellen usw. verwirklicht waren und in langen mühsamen Forschungsarbeiten zu ihrer heutigen Vollkommenheit gelangten.

Das begegnete mir im Funkhaus. Und ein paar Tage später sah ich irgendwo in einer Privatwohnung und folgte als regelrechter Rundfunkteilnehmer am neuen Fernsehempfänger einer solchen Sendung. Ich durfte selbst an mir noch unbekannten Knöpfen drehen. Aus dem Lautsprecher klang es: „Achtung, Achtung, hier ist der Fernsehender Berlin-Wigleben!“ Und auf dem gelben Schirm der Braunischen Kathodenstrahlröhre wirbelte es durcheinander, entstanden Linien und Striche, buschten verzerrte Bildteile vorüber und endlich fügte sich alles zu einem laufenden Filmbild, und ich erkannte den Augenblick, da der englische Außenminister das Haus des Führers in Berlin verließ, sah die erste Funkwochenchau.

Inzwischen sind Wochen vergangen. Die Reichs Rundfunkgesellschaft sendet das regelmäßige Fernsehprogramm, das Reichspostzentralamt als die Forschungsstätte arbeitet weiter an dem Problem, das heute noch viele Möglichkeiten in sich birgt. Jetzt wird der Bildsender bereits über eine Entfernung von 25 Kilometer empfangen, jetzt ist man dem eigentlichen Fernsehen, nämlich dem Abtasten, bereits um einen erheblichen Schritt näher gerückt. Wer hätte daran noch vor einigen Jahren gedacht. Und wie lange wird es dauern, bis der

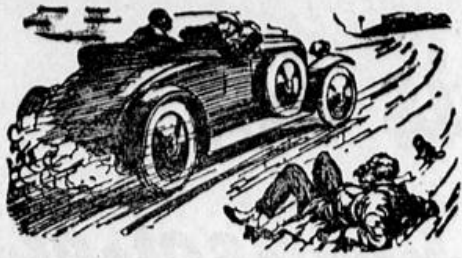
Apparate stehen werden, und wie man dann alles das, was heute der Rundfunk in Wort und Ton von deutschem Geschehen kündigt, dann auch im Bild erscheinen wird. Dann wird durch den Rundfunk die deutsche Schicksalsgemeinschaft noch inniger und noch unmittelbarer werden, als es heute schon der Fall ist.

S. G.

Photos (4): Bildstelle Reichspostministerium.



Otto Gebühr in der Abtastkette.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(Schluß.)

Der Langbart trat aufgeregt näher und griff mit zitternder Hand nach dem Hut.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie belästige“, sprach er Captain Brown mit, wie es diesem schien, allzu großer und der Situation kaum entsprechender Rücksichtnahme an.

„Brown“, flüsterte sich der Offizier mit höflicher Verbeugung vor. „Womit kann ich dienen — und woher kommen Sie eigentlich?“

„Mein Name ist Ramsay, William Ramsay —“

„Ach“, unterbrach ihn Captain Brown respektvoll, „der große Händler aus Majila?“

„So ist es. Ich erwarte meine Tochter Alice, die aus Europa zurückkehrt. Ich schicke ihr ein Gespann nach Katima entgegen und machte mich gestern selbst auf, um sie den Rest des Weges zu geleiten. Heute morgen traf ich einen Wuschmann, der mir mitteilte, er sei der einzige, dem es gelang, einem Überfall King Andaras zu entkommen. Ich fürchte für meine Tochter, Sir.“

„Das also war es?“ meinte Brown nachdenklich. „Wir hörten nichts die Trommeln und dachten an ähnliches. Hoffnung kann ich Ihnen nicht viel machen.“

Ramsay wandte sich nun an Armistead, den er mit hagerfüllten Augen sah.

„Dieser Schurke soll die ganze Sache, nämlich den Überfall Andaras auf meine Tochter, angezettelt haben“, sagte er finstern.

„Wer ist der Bursche?“

„John Armistead, einer meiner Angestellten. Ich kenne ihn viel Vertrauen.“

„Wo befindet sich die Dame?“ fuhr Brown den Clerk an, der sein Spiel verloren gab, da nun nichts mehr zu retten war.

„Ich weiß es nicht“, beteuerte er. „Ich hatte heute früh einen Streit mit Andara, der mich fesseln ließ, und ich weiß daher nicht, was mit Alice Ramsay geschah.“

„Was war das wieder für ein Schurkenstreich, Andara?“ sprach Brown den Gefreiten an. Desmal geht es um Kopf und Kragen, mein Freund. Du kannst dir deine Lage verbessern, wenn du mir sagst, wo sich die Tochter dieses Gentleman befindet.“

„Sie ist in Sicherheit“, gestand der King. „Ich kann das Feuer nichts anhaben.“

„Wo befindet sie sich?“ drängte Ramsay.

„In meiner Hütte, die sich auf einem freien Platz befindet und vom Feuer nicht erreicht werden kann. Der gefangene Weiße ist bei ihr.“

25.

Man kann sich die Freude unschwer vorstellen, die Alice empfand, als sie in der Hütte des Königs den totgesagten Johnston antraf, den man eben erst hingeschafft hatte. Die Begrüßung der beiden erfolgte freilich nur unter Schwierigkeiten. Die fetten Weiber bewachten das Mädchen und zwei grimmig aussehende Bambusfische den gefesselten Engländer. Und draußen vor der Hütte stand der Speer Andaras verkehrt in die Erde, zum Zeichen, daß die in der Hütte befindlichen Weiber, mithin also auch Alice, kein Eigentum seien. Dieses Verbotswort mit Hindernissen dauerte freilich nicht länger, als bis der Kampfklamm, hervorgerufen durch Andaras Weigerung, die Wobbs ins Dorf zu lassen, anhub. Die beiden Wächter verließen sogleich die Hütte und die Gefangenen konnten, sich über die Mäandern der dicken Leigen Schönen hinwegsetzend, miteinander sprechen. Das blieb so, bis Captain Brown und William Ramsay als sehnlichst erwartete Befreier erschienen und Johnston die Fesseln abnahmen.

„Oh, Pa“, sagte Alice zu ihrem Vater, der sie mit mehr Rührung, als man einem so rauen Manne hätte zutrauen mögen, in die Arme schloß. „Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich über euer Kommen freue. Es war mit einem Worte schrecklich hier. Zuerst der Schurke Armistead, der es auf mich abgesehen hatte, dann dieser Nigger.“

„Nun bist du in sicherer Gut“, tröstete Ramsay. „Wir haben noch zweihundert Meilen bis Majila und ich denke, Captain Brown wird's mir nicht abschlagen, uns bis dorthin das Geleit zu geben.“

„Ich bin dienstlich in der Kalahari“, erwiderte Brown, „und das Gebiet, das ich beaufsichtigen muß, erstreckt sich gerade bis an die portugiesische Grenze. Es soll mich freuen, Ihnen einen Dienst erweisen zu können, indem ich Sie begleite.“

„Auch Ihnen danke ich“, sagte das Mädchen und reichte ihm die Hand.

„Keine Ursache“, lehnte er höflich ab. „Ich war angewiesen, diesem Andara, dem wir seit langem mißtrauen, ein bißchen auf die Finger zu legen.“

„Ja, und hier, Gentlemen, stelle ich Ihnen meinen Begleiter und Beschützer, Mr. Johnston, vor. Wir teilten Freund und Leid miteinander. Hier, Mr. Johnston, sehen Sie meinen Vater, William Ramsay aus Majila.“

Frederick Johnston gab sich keine Mühe, seine Überraschung zu verbergen.

„Doch nicht William Ramsay, der Händler mit dem großen Koffer bei Madison u. Sons?“

„Genau derselbe“, bestätigte Alice.

„Warum verheimlichten Sie mir Ihren Namen?“

„Ich wollte nicht, daß Sie wüßten, wie reich ich sei“, erwiderte sie errötend. „Und dann sagten Sie mir auch, es sei Ihre Absicht, Elefanten zu jagen und mit Pa in

Geschäftsverbindung zu treten. Ich dachte es mir reizend, Sie mit dem wahren Sachverhalt zu überraschen.“

Johnston konnte keine Bemerkung mehr machen, er wurde anderweitig in Anspruch genommen.

„Johnston?“ Captain Brown runzelte nachdenklich die Brauen und griff zum Dienstbuch. „Gehören Sie zur Polizei?“

„Nein.“

„Nicht? Ich dachte, sieht doch Ihre Kleidung verdammt militärisch aus, so ungefähr, wie man sie in Katima und Livingston trägt.“

„Oh —“

Brown beobachtete lächelnd Allices Gesicht, auf dem sich ein heftiger Schreck widerspiegelte.

„Sie heißen Frederick Johnston und waren bei Madison u. Sons angestellt?“

„Allerdings, aber —“

„Sie machten merkwürdige Geschäfte mit Mr. Dobb und mit der Polizei in Livingston und Katima. Und jetzt wollen Sie Elefanten jagen. Stimmt das?“

„Ja. Beabsichtigen Sie, mich zu verhaften?“

„Nein. Ich wurde nur beauftragt, Ihnen mitzutellen, daß Dobb überhaupt keine Anzeige erstattete und sogar die anderen von Ihnen Genasführten veranlaßte, die ihren juristischen Eifer zu haben, sonst hätte er sich schwerlich für Sie so scharf ins Zeug gelegt.“

Frederick Johnston atmete erleichtert auf. Er begriff, daß seine Banditenfahrt zu Ende war und ihn nichts

daran hinderte, unter zivilisierte Menschen zurückzukehren. Er wußte freilich nicht, daß Scherze, wie er sich solche geleistet, hierzulande nicht gerade selten waren und daß sich die Polizei bemühte, ein Auge zuzudrücken, um nicht den Strolchen in der Caroo ein verzweifelteres Mitglied mehr zu verschaffen. Man hüfte lieber eine Ausrüstung ein, als daß man soziale Elemente den aufrührerischen Schwarzen gewaltsam zutrieb. Und diesem Umstande noch mehr als der Verwundung Dobb's hatte Frederick Johnston die glimpfliche Behandlung zu verdanken, die man ihm angedeihen ließ.

„Sie werden den verursachten Schaden ersetzen“, begnügte sich Captain Brown zu sagen.

„Gern.“

William Ramsay hatte mit steigender Verwunderung zugehört. Nun wandte er sich an Johnston.

„Ich danke Ihnen für den Beistand, den Sie meiner Tochter leisteten.“

„Es war wenig, was ich tun konnte — sie tat mehr für mich.“

„Sie wollten Elefanten jagen?“

„Ja.“

Da trat Alice Ramsay einen Schritt vor und nahm Frederick Johnston bei der Hand.

„Ich glaube nicht, daß er Elefanten jagen wird, Pa.“

„Und warum nicht?“

„Oh — wir sind in King Andaras Hütte übereingekommen, einander zu heiraten.“

Stimmen der Wüste / Von J. Klein

(Nachdruck verboten.)

„— laß die Finger davon. Schon viele verfolgten die Goldader zu finden. Nur zeitweise taucht das Quarzgriff aus dem Sand der Wüste!“

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht!“

„In den sicheren Tod zu rennen, ist kein Wagnis. Ich kenne den Ort. Soll ich dir berichten, wie Tom und Ede endeten?“

„Wenn es dir Spaß macht, laß hören!“

„Glühender Brodem umhüllt zitternd die Landschaft. Die ruhende Hände zermalmen das Gestein. Zerissen den Boden. Verbrannt die Gräser und welf die Büsche. Nur einzelne Baobabs, der Blätter entlaubt, heben flache weit ausgebreitete wuchtige Äste fliegend zum blaugrauen Himmel. Vereinzelt Termitenhügel erheben sich rot leuchtend über den Wüstenwarr des Dornengestrüpps. Kein Laut, kein summenendes Insekt unterbricht die Stille am Rand der Wüste. Nur der Sand flüstert den nie endenden Fluß zur Sonne empor.“

Trogdem, der Fuß des Miners schreit sein Gindernis. Der Todruf des Goldes bringt über die Wüste, über tausend Gräber. Er focht alle, wie Motten zum Licht.

Eine feine Staubwolke umwirbelt müde Füße. Taumelnd, von der Hitze betäubt, schweben zwei verlorene Männer gen Westen. Straff gespannt ist die Saum über den eckigen Jügen, über frohliche Hände. Fieberig flackern die glühenden Augen. Hinter den Gestalten schreitet grinsend, lautlos, der Tod.

Wie vernunftlose Geschöpfe taumeln die Männer von der Sanddüne nach dem Termitenhügel. Mantos hin und her. Grinsend hält sie der Tod fern von dem neuen Leben spendenden Raß. Nur zweihundert Meter entfernt. Der eine fällt vornüber. Die verkrampften Hände wühlen sich wie Krallen in den glühenden Sand. Er erhebt sich nicht wieder. Achlos wandt der Gefährte weiter. Möglicherweise er ruckartig den Kopf. Schneller wird der Schritt des Erschöpften. Geradeaus nach der Welle (Wasserspur) bleibt der nichts lebende Wad.

Die Stimme der Natur trägt nicht. Bald steht er knietief im Wasser. Unfassbares Staunen durchwühlt seine Jüge. Verloren gleiten die suchenden Hände durchs Wasser. Ohne zu trinken, bricht er lautlos zusammen. Am Ufer tanzt triumphierend der Tod. Wie ein Windstoß fährt er von dannen. Weit ist sein einträgliches Arbeitsfeld. Tom und Ede werden ihn nicht mehr belästigen.

Doch wenn ein Wirbelwind (Sandsturm) den Sand bis zum Himmel schleudert, wenn die bösen Geister der Lüste sich regen, dann schweben zwei Goldhüder heulend und wimmernd durch die Dünen. Wehe dem Lebenden, der ihren Weg kreuzt. Im Nu ist sein Wasserfaß trocken. Lodende Stimmen führen ihn immer weiter in die Wüste. Auch Tom und Ede wollen ihre Gefährten haben.“

So warnte der alte Viehhirt am Rißrö. Doch sein Zuhörer schüttelte spöttisch den Kopf: „Aber glauben, Alter! Wir und unsere Zeit glauben nicht an Märchen! Zudem haben wir gelernt, die Schätze der Erde leichter zu finden, wie ihr!“

„Wahr, uns lehrte kein Buch, auch kein Meister. Nur die Wüste und der Wusch gaben uns, was du in keinem Buch aufgeschriebener findest! Es ist gut und nützlich, aus Büchern Wissenschaft zu schöpfen, doch nur vollkommen wird die Gabe, wenn man das große Buch der Natur damit zu vereinigen weiß!“

„Ah — ha! Das sind rückständige Begriffe. Die Natur ist immer eine offene Vorratskammer für den, der sie auszubuten weiß!“

„Gut, ich habe dich gewarnt!“

„Weit öffnet sich die Vorste der Wüste. Verlockend grühen die ersten Strahlen der Sonne. Meisterhaft verbirgt sie ihr wahres Gesicht in freundlichem Morgenrot.

Zubelnd grüßt der Reiter die weite, ungehemmte Freiheit. Nur der treue Träger schnuppt unruhig, mit gebähten Nüstern, nach Osten. Höher steigt die Sonne. Das freundliche Rot weicht der Weißglut. Erfrischung spendet der Wasserschlau. Auch der Schimmel trinkt gierig das im Hitzhut gereichte Labial.

Im Osten zeigen sich die zackigen Umrisse eines niederen Felsen. Es ist Toms und Edes Quarzgriff. Tief graben sich die Spuren in die Seite des Felsens. Aufstöhnend folgt es dem harten Jügel. Aus dem harten Quarz leuchtet eine Miniatursonne auf. Wie Sterne glitzert es ringsum im Sand. Gold! Wie ein Wahnsinniger tanzt der Mensch. Neugierig tritt der Schimmel näher. Ein wütender Schlag schenkt ihn zurück. Das ist nicht der alte Herr! Doch noch ist es Zeit, aus dem Bereich der verschlingenden Augen zu kommen.

„Vob —!“ Heiser durchzittert der Schrei die drückende Stille. Doch kein freudiges Wiehern antwortet, sondern ein hohes Stimmen. Heulen und Kreischen. Rot, rot, wie eine erlöschende Kohle, ist die Sonne. Von Osten wälzt es heran — eine rotbraune Mauer — der Sandsturm.

Millionen Körnlein rieseln herab. Milliarden wirbeln zum Himmel empor. Im atemberaubenden Staub wälzt sich der Goldfiebernde. Tom und Ede sind an seiner Seite. Nichten ihn auf, ehe der niederfallende Sand ihn bedeckt. Wild trampfen sich die Hände des mit dem Erstickenden Ringenden ins Leere. Nein, nicht ins Leere. Toms und Edes Knochenhände sind immer bereit, zu greifen, zu führen — weit hinweg von jeder menschlichen Hilfe.

Immer mehr verdunkeln sich die Sinne des Schmachenden. In Fegen reißt er die glühende Kleidung vom Leibe.

Und der Sand fällt. Milliarden Sandkörnlein türmen sich hoch empor. Tom und Ede wissen ihre Opfer vor den Wüden der Lebenden zu verbergen.

Am Kampfplatz blüht ein alter Viehhirt in die Augen des verstaubten Schimmels. Sie sagen ihm mehr als Worte. Sie haben Tom und Ede gesehen, noch mehr aber in den Augen des Herrn die alles verschlingende unerfüllte Wüste im Menschen.

Das besorgte New York

Auf die Vorhersage eines bekannten Hellsehers, der für New York ein plötzliches Ende voraussagte, untersuchte ein Geologe den Aufbau der Halbinsel, auf der New York errichtet ist. Dabei stellte er fest, daß diese Halbinsel, die schon in den Atlantischen Ocean hineinragt, nur eine verhältnismäßig flache Felsplatte ist, die bei Überbelastung und vor allem durch die ständigen Erschütterungen bei den zahlreichen Sprengungen, die für die Fundamente der Wolkenkratzerneubauten vorgenommen werden, gefährdet ist und eines Tages abbrechen und samt New York versinken könnte.

Wahnsinn aus Trauer

Ein ebenso sonderbarer wie unheimlicher Fall von Wahnsinn, der eine ganze Familie befiel, wird aus einem Dorf bei Landsbut gemeldet. Dort war der Besitzer eines Hofes gestorben, der mit seiner Familie ein sehr glückliches Leben geführt hatte. Am Tage seiner Beerdigung erlitten seine vier Kinder, eine Tochter und drei Söhne, im Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren schwere Todesfälle, so daß die Nachbarn die Hilfe der Genbarmerie und der Feuerwehr in Anspruch nehmen mußten. Man kann sich diese plötzlichen Wahnsinnsanfälle vorläufig nicht anders erklären, indem man annimmt, sie wurden durch die übermäßige Trauer um den Verstorbenen verursacht.

Unpolitische Chronik

Neuß, 2. Juni 1935

Neuß ist nicht mehr Neu!

Auch in diesem Jahre gibt der Landesverkehrsverband „Rheinland“ e. V. mit dem Sitz in Godesberg wieder seine hübsche Broschüre heraus: sie heißt in diesem Jahre 1935 „Zum Rhein“ und ist ein ausgezeichnetes Spezial-Prospekt durch die Rheinlande von Mainz bis Emmerich; in ihm sind neben guten Bildern und allerlei guten Vorschlägen für Rheinlandreisen auch alle Veranstaltungen von Mai bis Oktober verzeichnet, die dort in dieser Zeit gestartet werden.

Bei der Aufzählung von Veranstaltungen des Rheinlandes ist man übrigens durchaus nicht kleinlich gewesen; wir finden dabei z. B. alle Remtermine, (außer Neuß natürlich!), wir finden so ziemlich alle Schützenfeste und Kirmesseveranstaltungen, so Rheinhausen, Siegburg, Sinsb., Honeff, Düsseldorf (außer Neuß natürlich!) wir finden Kriegervereinsfeste und Kreisfeuerwehreffeste, finden die Daten von „Der Rhein in Flammen“, die Diktator Kirmes, kurz, so ziemlich alle Orte, wo sich auch nur ganz leise einer hören läßt mit der Trommel oder einer Trompete, große und kleine Veranstaltungen sind aufgezählt: nur Neuß nicht! Neuß fehlt auf der ganzen Front!

Der Neußer Namen selbst kein Lied, kein Heldentum, Verfunken und vergessen! Das ist des Prospektes Fluch!

Eigentlich müßte man noch dazu setzen:

„Das ist die alte Geschichte
Doch bleibt sie ewig neu.
Doch daß sie stets Neuß passiert
Das bricht uns das Herz entzwei!“

Neuß steht nur bescheiden auf der Karte vermerkt; sonst aber sind wir nicht da. Sonst aber ist auch der Niederrhein bestens vertreten; wir finden Texte und Bilder aus Emmerich, Cleve, Xanten, Wesel, Dinslaken, Oesjoh, Moers, Homberg, Hamborn, Wülheim, Krefeld-Verdingen, Soest, Wittlaer, natürlich auch Düsseldorf, M. Gladbach, Jons, Solingen, Leichlingen usw., ehe es zum Kölner Gebiet und zum Mittelrhein übergeht, der natürlich entsprechend seiner touristischen Bedeutung entsprechend stark vertreten ist. Nur eben Neuß fehlt!

Da uns dieser Schmerz nicht zum ersten Male passiert, so sollte doch die Stadtverwaltung sich einmal um die Dinge bemühen; ganz sicher werden wir nicht an dieser Tatsache, aber es geht doch nicht an, daß man einfach uns vollkommen ignoriert; denn wir finden kein Wort über die alten Neußer Bauten, nicht einmal eine Silbe über das Neußer Münster, das ganz sicher im ganzen Rheinlande in seiner Art nichts Ebenbürtiges hat, wir finden keine Silbe über das Neußer Fest, nichts von seiner sonstigen Bedeutung, und es wirkt geradezu grotesk, daß man z. B. die Südtelner und M. Gladbacher Pferderennen in diesem Verzeichnis aufgeschrieben findet, während man die Neußer Rennen überhaupt nicht erwähnt; wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß in Godesberg, wo der Landesverkehrsverband wohnt, sich jemand die Mühe machen könnte, gerade Neuß aus diesem Prospekt mit peinlicher Sorge herauszufallen, aber es muß doch an irgendeiner Stelle ein Grund vorhanden sein, daß man ausgerechnet Neuß immer in die Ecke stellt.

Im Notfalle wendet sich der unpolitische Chronist immer an die Heimatfreunde, die sich dieser Angelegenheit einmal mit Wärme annehmen müssen. Die Wiederholung dieser „Unterdrückung“ ist zu häufig, als daß man sie immer nur mit einer belehrenden Bemerkung in der Presse abtun könnte. Auch der Bürger-Schützen-Verein, der Reiter- und Renn-Verein, die ganze Bürgergesellschaft haben daran ein sehr bedeutendes Interesse und wir meinen, daß die Vorbereitungen zur Verhütung einer abermaligen Wiederholung im nächsten Jahre schon heute begonnen werden müssen. Und deswegen, meine ich, sollten wir uns in Neuß in diesem Jahre nicht einfach auf unsere „beleidigte Schönhheit“ beschränken, sondern sollten einmal die Dinge selbst in die Hand nehmen.

Dank unserer Süßball.

Es ist immer eine besondere Freude der friedlichen Bürger, wenn sie einmal auf der Straße oder in einem verschwiegenen Winkel der Stadt plötzlich einen Ball an den Kopf oder sonstwohin gefeuert bekommen, der von der lieben Jugend getreten wird, die jedes noch so beschriebene Plätschen für ihren Leib- und Wagensport ausnützt. Die kleinen Leuten haben ja nun ihre besondere Verpflichtung zum Training, leidern nun auch in Neuß die einzelnen Schulen um die „Meistergesellschaft“ der Neußer Volksschulen im Fußball streiten.

Vor einiger Zeit ist dann allerdings der noch so hübschen Bevölkerung der von solchen Kampfsportarten bedrohten Gebiete die Geduld gerissen; und das kam so:

Auf einem Platz der inneren Neußer Stadt ludigte die Jugend mit Singabe dem Training für den geliebten Fußballsport; ein besonders talentierter Torhüter hat dann einen „Schuß“ mit dem Ball abgegeben, der nicht nur das Pech hatte, daß er durch ein Fenster flog; dieser Ball war zu besonderer Leistung berufen; er begnügte sich nicht mit der Tatsache, daß er nun schon durch das Fenster in die Küche geraten war, nein, er suchte sich auch noch in der Küche ein besonders warmes Plätschen aus, indem er sich — ausgerechnet — im Kochtopf niederließ, in welchem eine prächtige Erbsensuppe sich befand.

Daß sich da die Hausfrau nun an die Polizei wandte, wird man leicht verstehen können. Wir haben natürlich ebenfalls mit ihr Mitleid und schlagen der Jugend vor, sich geeignete Plätze für ihre durchaus notwendigen Vorübungen auszusuchen. Der Erbsenuppentopf ist durchaus nicht geeignet, im Falle, daß er gefüllt ist, als Aufbewahrungsort eines Fußballes zu gelten. Dem Schützen dieses Volltreffers auf der anderen Seite gibt unsere Bemerkung für soviel Treffsicherheit; aber er wird wohl den bekannten milderen Umstand für sich in Anspruch nehmen, den wir in Neuß sooft hören: „Do konnt ech nett färl!“

Magnus Ballmann nimmt Onkel.

An der Schweiz sind alle Meyer mit Y in tiefe Trauer versetzt; sie beklagen den Tod eines überaus wertvollen Familienmitgliedes, das vor einiger Zeit in Amerika starb und einen

ziemlichen Haufen von Dollarmillionen zurückließ; der tote Meyer mit Y hat keine Erben hinterlassen, nur stellte man eines Tages fest, daß der gestorbene Meyer mit Y aus der Schweiz stamme, wo alsbald ein Suchen nach einem Neffen am Stammbaum der Meyers anging, die sich eines Y erfreuen; Maier mit welchem ai und Meyer mit ei, auch die Meyer mit ay schieden sofort aus; sie hatten am verkehrten Baum gebellt, und sie brauchten sich keine großen Hoffnungen zu machen; die Meyer aber mit ey hatten gute Hoffnungen, sich in den Dollarkron einzuschalten; man mußte nur die richtigen Stammbaumverbindungen herausfinden. Und da in einem solchen Falle immer noch der Satz gilt: „Was man wünscht, das glaubt man gern!“ so entdeckte sich eine Menge verwandter Meyers, die in dem reichen Meyer, der nun in Amerika längst begraben war, einen lebenswerten Onkel oder Großonkel verloren zu haben wünschten.

Aber die Sache war doch schwieriger, als sie sich anah; der Nachlass-Richter jenseits des großen Teiches glaubte nicht mehr an die Treue der Menschen und an die Echtheit der Trauer all jener Meyers, die sich meldeten, um neben dem Schmerz um den Tod des teuren Verstorbenen auch an seinen Dollars teilnehmen zu können. Er forderte merkwürdigerweise allerlei Nachweise, die beizubringen ganze Archive der Standesämter, der Kirchen und der privaten Familienforschung in Bewegung gesetzt wurden; aber es blieb dabei, daß der Nachlassrichter der Meinung war, daß eben die direkte Verbindung mit dem reichen, nun aber toten Meyer doch noch nicht nachgewiesen sei, sobald die schönen Dollars auf dem Bankkonto verbleiben, bis eben doch deutlichere Nachweise gelingen. Sie werden wahrscheinlich nicht gelingen; aber der Schweizer Verein der Meyer hat sich trotzdem nicht aufgelöst; man kann nicht wissen, ob eine solche Vereinigung nicht eines Tages doch noch ihr gutes Erweisen wird. Vorstehender ist ein Rechtsanwalt, natürlich namens

Stille des Abends.

Segnend ist und göttig
Die heilige Stille des Abends,
Die großen Städte schweigen,
Und ferne verrollt
Das Schnauben der Eisenpferde,
Sanfte Erdenkühle
Umwehet die heiße Stirn.
Und der letzte Glanz der roten Wolken
Legt sich um meinen müden Leib,
Schwarzgoldne Amseln
Singen ihr spätes Lied.
Und im leisen Blau der Nacht
Grüßen Orion und Sirius Dich.

Gütig und rein,
Wie das Lächeln eines Kindes im Schlaf,
Umspielt junger Mond Dein Gesicht,
O! Unerneuliche Stille
Umschließt die atmende Seele.
Nur die Erde riecht in junger, warmer Kraft,
Und die Sehnsucht
Klagt und singt im Wind,
O Frieden der Nacht,
Wie grüße ich Dich!

RICHARD E. TRISTRAM

Meyer geworden; er hat die letzten Sturmläufe auf die Erbschaft in Amerika organisiert; hat ganze Berge von Aktien geschaffen, Managern der ersten und zweiten Anwärter auf die vielen schönen runden Dollars, hat einen Wald von Stammbäumen errichtet, ist nach Amerika gefahren, hat Verammlungen geleitet, bei denen selbst die Sozaltöchter und Kellner Meyer hießen, hat ganz Adrethartothelen, in denen nur Meyer mit Y verzeichnet stehen, — aber an die Dollars des so schmerzvoll betrauernten Onkels ist er doch nicht gekommen. Noch flattert er auf grünen und schnell wieder welken Stammbäumen herum, und noch hält er fest die Fägel des „Vereins der Meyer“ in der Hand; die Statuen sind selbsteig und auch die Beiträge fließen noch weiter; denn man kann nie wissen! Einmal Tages stirbt vielleicht wieder ein Meyer mit ey, oder die amerikanische Erbschaft kommt an die Meyers aus der Schweiz zur Verteilung, und dann hätte man sich doch überlittenen Austritt aus der Erbmasse entfernt. Ehe es soweit ist, wird der „Verein der Meyer e. V.“ vielleicht Mühsal machen und ein Stiftungs-fest feiern, streng unter den Meyers natürlich, die die Voraussetzungen eben mit ey erfüllen. Maier mit welchem ai, Meyers mit einem primitiven ei oder gar komplizierte Maier mit ay, oder die verkrüppelten Maier, denen ein Buchstabe fehlt, haben keinen Zutritt; sie sind Fremdlinge in einer so festgefügtten Gemeinschaft, und sie sollen es bloß nicht wagen, sich an die Erbschaft heranzumachen zu wollen! Ordnung muß sein. Sollen sich selbst einen Verein gründen, wennswaswollen! Nicht??

Gombroinß auf der Rheinreise.

Die Königsberger haben immer schon einen feinen Humor gehabt, und wie sie näher kennt, der weiß genau, daß sie alle prächtige Leute sind. Und wer von ihnen bärbeißig und grob erscheint, der muß nur ein bißchen an der Schale gekratzt werden, damit sein wahres Ich zum Vorschein kommt.

Die Leute vom Fregellstrande betragen eine ganze Menge Alkohol. Die Folge davon war, daß man des öfteren eine ganze Zahl von Leuten auf der Straße sah, die nicht mehr ganz klar im Kopfe waren und einen unheimlichen Anblick boten. Das entging auch nicht der Polizei, und man überlegte, wie man diesem Zustande ein Ende machen und eine Besserung erzielen konnte. Dabei kam man auf den Gedanken, jeden Abend durch ein besonderes Kommando die Herrschaften, die sich des Alkohols voll, auf der Straße zeigten, nach der Revierwache bringen zu lassen, wo man sie bis zum nächsten Morgen befehlt. Königs-

berg hat in früheren Zeiten schon eine ähnliche Einrichtung gehabt, damals freilich war es ein gewöhnlicher Kaffeewagen, mit dem die Bierleichen nach dem alten Polizeipräsidium in der Funterstraße gebracht wurden.

Es steht bereits jetzt fest, daß die seit etwas mehr als einem Monat übliche Art der Beseitigung dieses Mißstandes einen hohen erzieherischen Wert hat. Nur einmal ist es vorgekommen, daß man einen Mann an zwei verschiedenen Tagen auf die Wache brachte. Die meisten der Festgenommenen bekamen, wenn sie ihren Mauth ausgehoben hatten, einen roten Kopf und schämten sich. Sie wurden nach ein paar mahnenden Worten entlassen, und viele von ihnen gelobten, von nun an ein bißchen mehr auf sich achtzugeben und zuerst an ihre Familie zu denken.

Einem dieser Männer hielt der Wachhabende eine kleine Standpaufe. Er setzte ihn auseinander, wie unbillig und ungerecht es sei, wenn er seinen lauer verdienten Wochenlohn in einer Kneipe verbrachte, während zu Hause die Frau und die drei Kinder auf den Lohn warteten. Das sah der Mann auch wohl kommen ein, gelobte feierliche Besserung und ging nach Hause. Lieberhaupt gewinnt man den Eindruck, daß jeder, der einmal aus diesem Grunde auf der Revierbank war, sich hütet, wieder denselben Peinanten vor die Augen zu kommen.

Die meisten Fälle passieren an den Sonntagen, gewöhnlich am Freitag. Da hat das Kommando Großdienst. Die Kneipen an der Peripherie der Stadt werden abgefahren. Das Polizeiauto holt sich seine Gäste heran. Radfahrer, die im Mauth nicht sicher fahren, Leute, die Strach machen oder offensichtlich ihren Weg nicht mehr finden, werden aufgeladen, und wenn der ganze Transport voll ist, geht es nach dem nächsten Revier.

Von dort geht es erst ins Leben zurück, wenn der Wachhabende den Eindruck gewinnt, daß der Mann ohne Gefährdung die Straße wieder betreten kann.

Gebührenkommission für RVO.

Es ist nun wohl anzunehmen, daß nunmehr — nachdem die Reichsportwoche am heutigen Sonntag zu Ende geht — alle Bürger dieser Stadt den Sinn der Leibesübung erfasst und erkannt haben; es bliebe dem unpolitischen Chronisten nur noch übrig, eine Art von Gebrauchsanweisung und Nutzungsanwendung zu verabreichen, wie sich die Erkenntnis von der Güte und Nützlichkeit der Leibesübung in die Tat umsetzen soll. Es könnte ja sonst passieren, daß die verkehrten Leute in die verkehrte Sportart aktiv eintreten. So wäre es unpraktisch, wenn etwa ältere Herren in heiliger Begeisterung in einen Vogelflug oder in einen Radrennverein eintreten, oder wenn ältere Damen sich in einen Kraftsportklub anmelden würden; auch ein Fußballklub ist für Herrschaften, die eine ziemliche Leibesübung aufweisen, nicht besonders empfehlenswert. Außerhalb dieser oder anderer Kampfsportgruppen gibt es nämlich noch eine Menge von Arten der Leibesübung, die sich einfacher darstellen lassen. Denn auch der regelmäßige Spaziergang und die kleine regelmäßige Wanderung sind ja Leibesübung im besten Sinne des Wortes; auch der von nun an zur Regelmäßigkeit werdende Besuch der Badeanstalt ist nicht nur aus Gründen der Sauberkeit zu empfehlen und begrüßenswert, er ist es auch deswegen, weil er eine prächtige Art von Leibesübung ist, die nicht einmal besonders heroische Entschlüsse fordert. Denn niemand braucht gleich vom 3-Meter-Brett zu springen oder sonstige „Leistungen“ zu vollbringen.

Wir haben im Laufe der Woche auf allen Gebieten der Leibesübung die Werbefunktionen gesehen: im Kampfsport und im Bewegungssport, im Erholungssport, im Turnen und in den reitlichen „Sportarten“, die sich im Begriff Leibesübung überhaupt zusammengefasst haben. Jung und alt sind tätig gewesen, und der biedere Bürger, der so manche Sachen nur von seinem Fenster aus studiert, hat sich vielleicht doch einmal Gedanken darüber gemacht, warum das alles sein soll, warum die Werbung für die Leibesübung mit einem so großen Aufwand in Stadt und Land durchgeführt wird. Diese Werbung war nicht für die Sportler selbst bestimmt; sie sollte sich an die wenden, die noch immer abseits stehen, oder die sich als richtiggehende „Sportler“ vorkommen, wenn sie ziemlich regelmäßig Sonntag um Sonntag auf die Sportplätze gehen, um dort als „Zuschauer“ sich den Horn und den Vereinspatriotismus vom Herzen herunterzubüßeln.

Die Reichsportwoche hätte einen wesentlichen Zweck verfehlt, wenn sie nicht die Folge hätte, daß die Leibesübung insgesamt mehr aktive Anhänger bekommen würde. Die Jugend soll in noch weiterem Umfang an die Quelle der Freude, die in der Leibesübung liegt, herangebracht werden, und bei den Älteren — es ist bei keinem zu spät dazu! — soll nachgeholt werden, was vielleicht in der Jugend verpasst worden ist. Der Fall soll von den Arterien herunter, und das allzulebende Wädhlein soll auf ein geringeres Maß heruntergebügelt werden. Nicht mit Gewalt natürlich, sondern eben durch das Mittel der Leibesübung; damit sich ein jeder das Passende aussuchen, stellen wir zur Wahl vor: Wandern, Skilaufen, Fischen, Eishockey, Eislaufen, Fußball, Handball, Leichtathletik, Laufen, Gehen, Kegeln, Springen, Berlen, Boxen, Ringen, Gewichtheben, Fechten, Schießen, Reiten, Turnen, Schwimmen, Wasserball, Angeln, Rudern, Kanufahren, Segeln, Radfahren, Fliegen, — so, ich glaube, das ist Alles. Und wenn jetzt noch immer jemand da sein sollte, der noch in m e r nicht das Richtige findet, dem ist nicht zu helfen. Und wenn alle diese Dinge noch zu schwer sind, für den gibt es noch eine Menge von Leibesübungen, die nicht gerade A m p f oder absonderliche Anstrengung darstellen; wir denken da an Gymnastik und leichte Bewegungs- oder Ballspiele, wie sie jetzt allenthalben wieder in Blüte gekommen sind.

Die älteren Herren fangen am besten einmal mit dem Kegeln als Anfangsleibesübung an; die älteren Damen werden einige 100 Meter beim Spaziergang zulegen müssen, aber es darf mir keiner etwa so sagen:

„Reve Diaz, ech hann eso völl ze brassele am Tag, en de Fabrik, datt ech ovensd völl zemöb bönn... usw.“

oder

„Reve Mann! Ech hann eso völl Kraftsport am Tag, wenn ich die Kenger pöngelle molli, datt ech ovensd... usw.“

oder

„Hör medd opp mött Sport! — Ech hann esodölli Sport ze Fuß, datt ech ovensd... usw.“

oder

„Ech spell Stat omn ech jonn tejele; on wenn ech datt henger medd hann, dann bönn ech ovensd... usw.“

Ein bißchen können wir alle noch zum Besten unseres Corporis tun. Ich glaube, selbst der würdige Geheimrat Goethe hat den Sport gemeint, wenn er sagte:

„Sehe jeder wo er bleibe,
Sehe jeder, wo a s er treibe —
Und — wer steht — daß er nicht falle!“

Dies

Die Zauberadel

Von
Bernt Angerhausen

Die kleine Kampstraße, die schmucke und dunkle Sadegasse neben der Hauptstraße, wurde plötzlich von dem märchenhaften Schein unerhörter Reichtümer geblendet. Da kam Hannes Hallmann, der Koftgänger von Frau Bidel, am Abend, als alle auf der Haustürschwelle saßen, mit einer funkelnden Ziehharmonika vor die Tür. Außerdem hatte Hannes seine bunte Uhrkette wieder aus dem Pfandhaus geholt. Das konnte man sehen, denn er hatte die Türe weit offen.

„Ach, Hannes hatte wieder im Rennstall gewonnen, hatte Geld angeschafft. Radv Cut stand auf seiner Tabakpille, als er sie jetzt aus der Hosentasche nahm, es war goldgelber Tabak, man meinte ihn bis zur nächsten Schwelle ziehen zu können.“

„Hier, willst du?“ fragte Hannes den krüppeligen Schneider Matuschak, der am Morgen wieder einmal seine Frau verprügelt und zur Tür herausgeworfen hatte.

Schneider Matuschak konnte den seinen Radv Cut-Tabak gut gebrauchen. Hannes packte auf, daß er den schmuckigen Pfeifentopf auch ganz voll bekam, dann wandte er sich zu den anderen.

„Na, Mutter Bidel, was soll ich denn mal spielen?“ Das war Wunder über Wunder! Zuerst eine so prächtige Ziehharmonika, an beiden Seiten waren die vielen Perlmutterknöpfe, wie ein Mensch darauf nur fertig werden konnte! Und da setzte sich so ein Hannes dahin und fragte ganz egal weg, was soll ich spielen? Die Leute von der kleinen Kampstraße standen und saßen da mit offenen Mäulern. Keinem fiel die „Lore“ ein oder „Warum ist es am Rhein so schön“. Hannes sah da auf der Treppe, auf die er sein geblümtes Taschentuch gelegt hatte, wartete ein bißchen und griff dann mächtig aus. Er spielte „Die Kirchen in Nachbars Garten“.

Hannes hatte wieder Geld angeschafft, beim Buchmacher, gleich am Kino. Sein faltiges, braunes Gesicht erhellte wie eine Pfingstrose, nun spuckte er auch noch durch seine rechte Zahnlücke. Und Mutter Bidel, seine Koftwirtin, sah ordentlich nach bezahlter Miete aus. Sie füllte mit ihrem mächtigen Körper das kleine Straßensfenster und schien es fast zu sprengen; aber ein richtig müllerischer Schimmer lag auf ihren schwammigen Zügen, als sie jetzt auf Hannes herunterschaute, der vor ihr auf der Treppe saß. Und jetzt sammelten sich draußen an der Straßenecke die Leute. Hannes hatte wohl Augen im Kopf, und er sah Frau Matuschak hinter den anderen stehen. Ach, diese Sensation in der kleinen Kampstraße hatte sie angelockt. Da konnte sie wohl nicht widerstehen. Ihr blaßgraues Gesicht war so verhärtet und um die Augen richtig wundgerieben. Nun hatte sie Hannes mit seiner Ziehharmonika wieder nach Hause gelockt.

Tüdel-tüdel! Hannes machte mit einem braulenden Schnörkel Schluß. Und mit der Harmonika in der einen Hand, schritt er breitbeinig auf die Menschenmenge los, packte Frau Matuschak bei der Hand und zog sie hinter sich her zu ihrem Mann.

„Da“, sagte er, als er vor dem krüppeligen Schneider stand, „nimm sie wieder und führ dich wie ein Mensch auf. Und hier kriegst du noch dabei.“ Und Hannes schob die verängstigte Frau vor, zog dann das Paket Radv Cut aus der Tasche und drückte es dem Schneider in die Faust. Die Ziehharmonika wurde langsam immer länger und ihr ent-rangen sich einige leise, klägliche Töne. Ach und Frau Matuschak durfte sich neben ihren Mann setzen.

„Das kommt in den besten Familien vor!“ fragte Hannes und spielte einen flotten Marsch. So ein Kerl ist der Hannes. Kommt da mit all den neuen Sachen, die die Tische voll Geld, und kiffet im Handumdrehen Frieden! Der Schneider Matuschak und seine Frau schauen jeder vor sich hin, aber das war doch so eine tolle und verflitzte Musik, da mußte man doch schon etwas zueinandertrinken. Und der Hannes hatte seine Trümpfe noch nicht alle ausgespielt. Da zog er eine große, breite Flasche aus seiner Hosentasche.

„Dat darf heute abend alle werden!“ verkündete er.

Hannes war überhaupt nicht so, nein, das war er wohl nicht. Seht, jetzt ist die große Flasche leer und er schickt den Emil zum „Jägerhof“, der soll noch mal was darin machen. Und dann hat er auch so ein gutes Herz. Ach, er weiß, wie schlecht es all den Frauen und Koftgängern in der kleinen Kampstraße geht. Die einen sind arbeitslos, die anderen arbeiten. Er hat da morgen in Saint Cloud eine große Sache vor, eventuell würden die Herrschaften mitmachen?

Nun, da war es heraus. Hannes schaute sich fragend um. Frau Bidel kann ihre Freude nicht verbergen. Das war also ihr Koftgänger, der Hannes, der eine ganze Straße zum Staunen brachte. Emil ist auch wieder da, natürlich wollen alle mitmachen.

„Mutter Bidel“, sagt Hannes, „gebt mich noch eins von den Paketen Radv Cut heraus, meine Pfeife ist leer!“

So etwas hatte die kleine Straße lange nicht erlebt. Hannes hatte Tabak zum Verköchen und wenn seine Pfeife leer war, schickte er einfach seine Wirtin in sein Zimmer und ließ ein irisches Palet holen.

In diesem Augenblick kommt ein ziemlich feiner Herr in die kleine Kampstraße, er bleibt stehen und fragt Schneider Matuschak nach Herrn Hans Hallmann. Hannes rappelt sich zusammen, knüpft die Tüte zu und verbeugt sich ein paarmal, als der Fremde jetzt zu ihm kommt. So ganz fein ist der Fremde ja wohl nicht, sein Hut ist verstaubt und billig und seine Hosen werfen Apfelsinen, aber er kann sich doch benehmen. Seht, er verbeugt sich und stellt sich vor. „Schlemper, Herr Schlemper“, sagt er.

„Frau Bidel!“ ruft Hannes mit rotem Kopf. „Frau Bidel, führt den Herrn doch in mein Arbeitszimmer!“

Dieses Arbeitszimmer war wohl noch schlimmer als die Ziehharmonika, die neue Pfeife, und alles das. Hannes nannte das einzige Wohnzimmer von Frau Bidel sein Arbeitszimmer! Hatte man so etwas schon erlebt! Frau

Bidel, ja, die mußte vom Fenster weglaufen, so prustete sie plötzlich los. Hahaha, sie hatte doch bei seinen Herrschaften gebüht und wußte doch, was ein Arbeitszimmer war.

Also der feine Herr geht die ausgetretene Treppe in das kleine Haus und Hannes hinterher. Die Flasche war noch halbvoll, Hannes hatte wohl nichts dagegen, wenn man sie leer machte! Was er wohl mit dem feinen Herrn im Arbeitszimmer zu besprechen hatte! Nun, Frau Bidel strich einmal an der Flurtür vorbei, aber es wäre alles ganz still drin gewesen, sagte sie am Fenster unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Es war schon etwas dunkel in der kleinen Kampstraße. Im Kastanienbaum an der Wirtshauslang laut eine Droffel, das Kind von Kleinmichels schrie. Plötzlich geht die Tür hinter Frau Bidel's breitem Rücken, — sie liegt noch immer im Fenster — also die Tür geht auf und Hannes steht da:

„Tinte und Feder, Frau Bidel, wir müssen den Kon-trakt machen!“



Schließlich war Hannes auch mit einem Blatt aus der Klade von Frix und einem Kopierstift zufrieden, den Schneider Matuschak bereitwilligst hinreichte. Seht einmal an, einen Kontrakt machte Hannes mit dem feinen Herrn!

Der kleine Wilm Bill, der Zimmermann mit den roten Häuten, sah da und schaukelte die leere Flasche zwischen den Knien.

„Ja, ja“, sagte er, „ein Kontrakt ist ein Kontrakt. Meine Firma, wo ich arbeite, macht alles nur mit Kontrakten.“

Es wäre nicht gut gewesen, wenn der feine Herr noch lange bei Hannes geblieben wäre und keiner was hätte hören können. Nun führt Hannes ihn wieder heraus, durch den Flur, stellt sich dabei vor das große Maßglas, und draußen auf der Treppe geben sie sich die Hände.

Ratte Minka und ihre Sippe

In den Schlupfwinkeln des Müllabladepfades

Unheimlich still ist es in dem kleinen Lagerstüppchen. Raum ein Lichtstrahl fällt durch die winzigen, blinden Scheiben. Die Luft in dem engen Raume ist stickig und legt sich schwer über all das Gerümpel. Da regt es sich in einer Ecke. Laut und leise bewegt es sich über den Fußboden, über das Gerümpel, entlang den verstaubten Regalen. Schließlich landet Minka mit einem gewaltigen Sprunge in der Mülltonne.

Die Tür geht auf. Helles Sonnenlicht stutet herein, und während Minka sich schnell tiefer in den Kehricht wühlt, flüchtet ihr liebester Freier entsezt hinter die leeren, aufgestellten Hahnenfüße. Der Mann aber mit der städtischen Mihe tritt an die Tonne, klappt den Deckel zu und befördert die Last auf die Straße.

Bald danach biegt es ratternd und fauchend um die Ecke. Zwei Männer springen von dem dunkelgrünen Wagen und kippfen den Kehricht in den Rachen des gefräßigen Ungeheuers. Englich geatmet, kriecht es von dannen. Nach einer schier endlosen Weile verhaucht es plötzlich, bäumt sich in die Höhe und polternd laufen Abfälle und Schladen den Berghang hinunter. Halb betäubt von dem Sturze, zerstreut und zerstreut, flüchtet Minka in eine verrostete Konfervenbüchse und harret zitternd der Dinge, die da kommen sollen.

Lange noch sitzt Minka in ihrem Versteck, bis endlich die Kengier stärker wird als ihre Furcht. So läuft sie denn die Bohlenwege entlang, den Berghang hinauf, hinunter, Nahrung findet sie in Fülle. Über den zahllosen Knochen, den wunderbaren Fleischabfällen und den sau-

„Es bleibt denn bei unserer Vereinbarung“, sagt der Fremde und wirft Frau Bidel einen Blick zu.

„Dat hat mir schweres Geld gekostet“, sagt Hannes so ganz ohnehin. Und nun steht er da und alle schauen ihn an. Vielleicht hat Hannes ein Haus gekauft oder ein Auto, mußte man das bei einem solchen Teufelskerl nicht alles annehmen! Die Witwe Knoop, die drei Fenster weiter lag, dachte mit Kummer daran, daß sie vor einem Vierteljahr den Heiratsantrag von Hans Hallmann abgelehnt hatte. Jetzt sah er sie nicht mal an!

„Jetzt gewinn ich jedes Rennen, ich hab' die indische Nadel gekauft!“

Ja, die indische Nadel! Wilm Bill hat davon gehört, wer die hat, der kann im Wettstall gar nicht daneben tippen. Da sah man es wieder. Geld kommt zu Geld. Hannes hatte jetzt die indische Nadel und jetzt strömte wohl das Geld auf ihn ein. Natürlich mußte man einen Kon-trakt machen. So eine indische Zauberadel ist nicht wie ein Pfund Käse und ein Kasper aus einem Kolonialwaren-geschäft.

Seht, Hannes hat jetzt die indische Nadel und er hat nicht vergessen, daß alle morgen in Saint Cloud mitmachen wollen! Nein, wenn Hannes sein Wort gibt, dann hält er es auch. Sie sollten nur eine Liste machen und aufschreiben, wieviel jeder auf das Pferd setzen wollte, was ihm die indische Zauberadel anzeigte. Gab es ein reelles Geschäft? Sie sollten nur alle gehen! Der Schneider Matuschak brauchte dann keine Hosen mehr zu flicken, er konnte sich zehn Gefellen halten und sich später eine Villa am Stad-garten kaufen. Und Wilm Bill konnte in seine Firma ein-treten. Frau Bidel natürlich konnte sich ein kleines Hotel lassen. Sie machte doch so seine Frikandelchen!

Und Emil mußte noch zweimal zum „Jägerhof“.

Das war wohl ein großer Tag für die kleine Kampstraße, als Hannes am morgen in Saint Cloud mitmachen wollte! Fast zwanzig Mark haben sie in der kleinen Kampstraße zusammenbekommen und wieviel Hannes selber setzen würde, nun das sagte er nicht. Da kamen die kleinen Leute wohl alle nicht mit! Hannes hatte zwei Stunden über der grünen Rennzeitung gelesen, und Frau Bidel war die Häuser auf und ab gegangen und hatte es allen gesagt.

„Er sitzt jetzt im Arbeitszimmer und arbeitet mit der indischen Zauberadel!“ Da war eine direkte fetterliche Stille in der kleinen Kampstraße gewesen, so fetterlich, daß der Schuhmann, der seine Zehnrunder machte, ganz ver-stört dreinschaute. Direkt nach dem Mittagessen war Hannes dann gegangen.

Gut, daß Frau Bidel durch das Schlüsselloch geschaut hatte, als Hannes die indische Zauberadel weglegte, ehe er ging. Denn so nach einer Stunde kam der feine Herr, mit dem er gestern den Vertrag wegen der indischen Nadel gemacht hatte, und ersuchte Frau Bidel, ihm im Auftrage von Herrn Hallmann die Zauberadel auszuhandigen, er mußte sie noch einmal befragen. So konnte ihm denn Frau Bidel das kleine Alwatäschchen geben, wo die Nadel darin lag. Und Frau Bidel sollte so gut sein, ihm die neue Mihe da vom Regal zu geben und ein Paket Radv Cut, Hannes hätte das alles in der Aufregung vergessen.

Als es dann nachher gar so lange dauerte, daß Hannes wiederkam, gingen alle Frauen zu der Witwe Knoop, die wegen der großen Bettie die Karte legen mußte. Viel Geld stand in den Karten, aber da war ein feiner, dunkel-blonder Herr dazwischen, der hatte einen Brief oder einen Kontrakt in der Hand, wenn das nur gut ging!

Nein, es war nicht gut gegangen. Hannes kam ganz spät in der Nacht wieder und andern morgens mußte Emil die neue Ziehharmonika in die Pfandkassette bringen. Die indische Zauberadel und die neue Mihe waren futsch. Hannes wurde ganz grün, als er hörte, daß der feine Herr Schlemper in seiner Abwesenheit in seinem Auftrage die teure Nadel und die silberne Mihe abgeholt hatte. Er sah alle drei nie wieder.

Aber trotzdem. Hannes war doch ein Ehrenmann, vor dem man den Hut abziehen mußte, wenn man zufällig einen auf hatte. Frau Bidel mußte mit der Liste herumgehen und allen Leuten aus der kleinen Kampstraße ihren Einfluß wiedergeben. Hannes lag zwei Tage krank im Bett, denn dieser großzügige Zug von ihm hatte ihn seinen letzten Zwanzigmarkstein gekostet.

lenden Heringsköpfe vergift sie bald den engen, dumpfen Lagerstüppchen.

So lebt Minka herrlich und in Freuden. Manchmal kommt eine merkwürdige Unruhe über sie. Dann schleicht sie Strohhalme und seine Holzsplitter in den schüßenden Winkel unter den Bohlenweg. Und eines Nachts liegen dort zwölf winzige, nackte Rattenkinder in dem warmen Neste.

Der Frühling geht vorüber. Der Sommer kommt ins Land. Zuweilen tauchen auf geheimnisvolle Art und Weise fremde Ratten auf. Erst nach manchen blutigen Begegnungen werden sie endgültig in die Sippe aufgenommen, Minkas Kinder sind groß und stark geworden. Aber niemand von ihnen wußte, woher eigentlich die Fremd-linge gekommen waren.

Minka freilich hätte es ihnen sagen können. Doch sie war nicht mehr. Bei den Fleischstücken Leppens war sie eine dicke, behäbige Dame geworden. Eines Tages erwachte sie einer der struppigen Ratten, denen der Abblat-platz Heimat war. Zitternd als Minka, packte er sie und schlug sie sich solange um die zerkauften Behänge, bis der letzte Rest von Leben aus ihr gewichen war.

Auf dem Pfad geht alles weiter seinen altgewohnten Gang. Wenn auch Hunderte der großen Sippe die aus-gestreckten Giftbroden annehmen, das Rängen hier Nacht für Nacht keine Raubzüge vornimmt und das Miefel sich vollstreckt bis zum Pfaden — die Ratten sind fruchtbar und mehrten sich. Zieht die Nacht heran, dann sind Minkas Nachkommen die Herrscher auf dem großen, weiten Müll-abladeplatz im Walde.

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Kinder im Gebirge und an der See!



Die großen Sommerferien rücken in bedenkliche Nähe — kleine Leute wissen sogar haargenau die Tage bis zum Schulschluss anzugeben. Ihre Freude ist auch stets besonders groß, und die Mütter teilen die Vorfreude auf ihre Weise: sie schneiden und zweckmäßigen Kleidchen für die See oder fürs Gebirge. Ein lustiges Leinenstrandhöschen mit anknapfbarem, buntem Leibchen, hübsch bestickt mit den Emblemen der Seefahrt, ist immer kleidsam und praktisch für alle Tummelspiele am Strand. Für das Kleinkind reicht das Lusthöschen mit Trägern und Schleife aus, besonders wenn es aus leichtem Waschstoff gefertigt ist. Für heiße Tage im Gebirge hat sich das stilisierte Dirndlkleidchen aus geblütem Stoff mit engem Mieder und angehefteten Rock einen festen Platz erworben, während für kühle Tage und Wanderungen das Faltenröckchen mit der weißen Bluse und dem handgestrickten Westchen — selbstverständlich monogrammiert! — das Praktischste ist und bleibt.

Wetten um die Frau

Wie lange kann sie reden — schweigen?

Die Frau gilt als schwatzhaft, man sagt ihr nach, sie sei unter Umständen außerstande, ein Geheimnis zu bewahren oder überhaupt zu schweigen, wie es die hervorragende Eigenschaft der klugen Männer sei.

In England, dem Land, in welchem die aufsehenerregendsten Wetten abgeschlossen werden, nahm man kürzlich die Schwatzhaftigkeit einer Frau zum Gegenstand einer Wette, indem man behauptete, eine Frau könne unmöglich eine so interessierende Nachricht mit stolzem Gleichmut schweigend für sich behalten. Und der Erfolg dieser Wette?

Bei einem Tee, an dem alle Weltteilnehmer anwesend waren, wurde nun die Probe aufs Exempel gemacht. Man sprach von schönen Frauen, von denen man wusste, daß sie mit den besten Damen verfeindet waren, lobte ihre Figur, zeigte sich von ihren Kindern begeistert, bewunderte ihren Geschmack, ihre Toiletten und ihren Schmuck. Mit spöttischem Lächeln hörten die Damen diese Loblieder an, ohne ein Wort zu erwidern. Die Unterhaltung dauerte bereits länger als eine Stunde, und es schien, als ob die Frauen ihre Wette gewonnen hätten, denn der Wettpartner — Lord D. — hatte sich verpflichtet, eine der Damen mindestens in zwei Stunden zum

Reden zu bringen. Als nun plötzlich eine sehr schöne junge Lady ins Zimmer geführt wurde, flüsterte der Lord leise dem Hausherrn ins Ohr, daß diese entzückende Erscheinung, Lady Janet, die Geliebte des Gatten einer der schweigenden Frauen sei, von der er wusste, daß sie ihren Mann abgöttisch liebt. Er flüsterte diese Worte nur ganz unabsichtlich, so, als ob er nur nach Art der eleganten Wüßhagänger eine kleine gesellschaftliche Verleumdung verbreiten wolle. Die feinen Ohren der zärtlichen Gattin aber hatten die freche Bemerkung gehört: die junge Frau sprang auf und sagte laut: „Diese Behauptung ist eine Lüge!“, was der Lord lächelnd zugab. Immerhin — er hatte nun seine Wette gewonnen. Leicht war sie ihm nicht geworden, denn anderthalb Stunden hatten acht Frauen geschwiegen, obwohl die stärksten Interessengebiete der Frau zur Debatte standen und der Widerspruch der Frauen die ganze Zeit über auf das Stärkste herausgefordert worden war.

Eine andere Frauenwette ging um die Frage, wieviel Worte eine Frau in der Stunde sprechen könne, und ob ein Mann in dieser Beziehung eine Frau zu besiegen imstande sei. Es wurden zu dieser Wette mehrere hervorragende Stenographen herangezogen, damit kein Wort verlorengehe. Die Frau brachte es bei dieser Wette in einer Stunde auf 5722 Worte, während der Mann mit 4931 Worten kläglich hinter der Siegerin zurückblieb.

Wir backen einen Festhüchen

Kleine Ratsschlüge für junge Hausfrauen

Die Mandeln, die laut Rezept „fein-gewiegt“ sein sollen, sprängen nicht mehr so lebhaft vom Brett, wenn man ein wenig feinen Zucker dazwischenstreut.

Rosinen geben mehr aus, wenn man sie nach gründlichem Waschen und Abtropfen mit ein wenig Mehl überstreut.

Daß Mandeln sich leicht abziehen lassen, wenn man sie mit kochendem Wasser übergießt, hat sich schon herumgesprochen. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß Haselnüsse das gleiche tun, wenn man sie auf dem Backblech erhitzt.

Es ist sparsamer, die nötigen Gewürze hundertgrammweise einzukaufen und in gutgeordneten, geschlossenen Büchsen aufzubewahren — diese nette Apotheke der Hausfrau ist eine Herde der Innenseite einer Schranktür in der Küche.

Vanillezucker stellt man selbst her, indem man eine gute Vanilleschote spaltet und in die Mitte eines mit Staubzucker gefüllten Glases steckt. Der verbrauchte Vanillezucker wird stets wieder ergänzt und nach geraumer Zeit auch die Vanilleschote ersetzt.

Backpulver von guter Qualität ist leicht selbst herzustellen. Man mischt gründlich 100 Gramm Weinsäure und 50 Gramm doppeltkohlensaures Natrium. Das ergibt eine Menge, die etwa der in zehn käuflichen Backpulverportionen enthaltenen entspricht.

Will man den Kuchen möglichst leicht und locker haben, so ericht man die Hälfte des im vorgeschriebenen Rezept angegebenen Mehls durch Kartoffelmehl.

Eine Prise Salz darf an keinem Kuchen fehlen, sowie auch Eierhölzer sich leichter schlagen läßt, wenn man eine Spur Salz daran gibt.

Teig, der ruhen soll, muß zugedeckt werden, damit sich beim Ausrollen keine Kruste bildet.

Butter zum Kuchen soll sehr frisch und ungesalzen sein. Man erspart sich Arbeit beim Rühren, wenn man sie in kleinen Stücken zwischen die Zutaten gibt.

Teig ausrollen und zu kneten, ist keine schwere Arbeit, wenn die Hände stets gründlich mit Mehl bestäubt sind.

Kuchen, der mit Butter bereitet ist, wird auf ein mehlbestäubtes Brett gelegt, Kuchen ohne Fett auf ein gefettetes, am besten mit einer Wachskerze eingestrichenes Blech.

Will man Kuchen oder Gebäck mit Eisgels überziehen, so soll die Masse noch nicht ganz gar und heiß sein. Glasur hingegen darf erst aufgetragen werden, wenn das Gebäck ausgekühlt ist.

Jede Bäckerei soll schnell vom Blech genommen werden, wenn sie fertig ist, weil sie sonst an Rohgeschmack verliert und weich wird.

Ergieher Tier

Ein Spielkamerad und Pädagoge — Basillentkomplex

Unsere Liebe zu den Kindern und zu den Tieren hat eine Ursache gemeinsam: Die Unbefangenheit, mit der beide dem Leben gegenüberstehen ist es, die uns mit freudigem Staunen und vielleicht auch mit etwas Neid erfüllt. Denn diese Unbefangenheit und natürliche Rücksichtslosigkeit des naiven Geschöpfes sind ein Schatz, den der erwachsene Mensch verloren hat.

In den Beziehungen zwischen Kind und Tier spielt diese Unbefangenheit, natürlich unbewußt, eine wichtige Rolle. Das Kind, das auch von den geliebtesten erwachsenen Angehörigen sich in gewissen Dingen entfernt fühlt — nicht so ganz unbedeutend, denn die Erwachsenen sind ja seine bewußten Erzieher und starke Machtfaktoren im Leben des Kindes —, schließt sich mit der ganzen Sehnsucht nach dem gleichgestellten Spielkameraden an das Tier an, dem gegenüber es sich auch noch zwangloser geben kann als vor den Geschwistern. Hier braucht es sich nicht in acht zu nehmen, hier sieht es das Leben sich in den ähnlichen Gefühlsregungen spiegeln wie bei sich selbst.

Und wie sehr schade, daß viele Eltern überhaupt kein Gefühl dafür haben, wie wichtig im Entwicklungsalter des Menschen das Tier als Gefährte ist. Das Tier aus der Familie entfernt werden, weil ein Kind erwartet wird und das Tier ja ein gefährlicher Basillenträger ist. Dann, liebe Mütter, sperre dein Kind in einen Glaskasten, erlaube nie, daß es eine Türklappe, ein Gerüst berührt, daß es einen Löffel in den Mund steckt oder vielleicht gar Blumen pflückt oder im Sande spielt! Denn überall wimmelt es von Bakterien, ja die Luft, die dein Kind atmet, müßte ständig desinfiziert werden, wenn das Vorhandensein dieser Bazillen dein Kind nicht mehr beunruhigen dürfte. Der „Basillentkomplex“ — auf seiner Höhe Anfang dieses Jahrhunderts stehend — hat vielen Müttern unnötigerweise Kopfschmerzen gemacht.

Selbstverständlich muß das Tier, das dem Kinde Gefährte sein soll, gut erzogen sein. Gemeinlich ist es aus einem Kapsel gehört — durchaus nicht zu dieser Freundschaft — obgleich es schon vorgekommen sein soll, ohne daß das Kind daran gestorben ist. Es muß aber ebenso darauf geachtet werden, daß solch ein Freund aus dem Tierreich recht widerstandsfähig ist, denn Babys Kameradschaft ist manchmal nicht ganz ungefährlich. Und es drücken schon liebende Kinderhände den süßen Kanarienvogel so innig, daß die Zärtlichkeit tödlich und großen Jammer im Gefolge hatte.

Daß sich Tiere, insbesondere Hunde und Affen, zu Kindern hingezogen fühlen, ist eine alte Tatsache. Natürlich gibt es Ausnahmen, und manches vierbeinige alte Original zieht sich schmerzhaft in einen ruhigen Zufluchtsort zurück, weil ihm lärmende Kinder zu anstrengend sind. Und es hat den Anschein, daß das Tier den kleinen Menschen, mit dem es so gern spielt, von dem es sich so geduldig zusehen läßt, mit anderen Augen ansieht als den Erwachsenen, ihn als sich näherstehend empfindet.

Der ergieherische Wert, den die Freundschaft mit Tieren für das Kind hat, ist nicht zu bestreiten. Besser als an feinesseichen lernt das Kind an seinen tierischen Freunden das, was man ein humanes Bewußtsein nennen könnte. Wieder aus dem Gefühl einer Gleichheit hinsichtlich seiner passiven, hilflosen Rolle der Welt gegenüber geht den meisten Kindern das Empfinden für Freude und Leid des Mitgeschöpfes auf, wenn es seine Erfahrungen an dem ihm gesellten Tier gemacht hat. Seinesgleichen treten beim Kind oft schon früh Störungen auf, die durch Neid, Eifersucht, Mißgunst verursacht werden. Das Tier aber ist ein Genosse, der dem Kind nichts wegnimmt, ihm keines seiner Rechte schmälert und doch fast alle Freuden und Schmerzen miterlebt wie das Kind selbst.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Hygiene der inneren Organe.

Wie in der Medizin, so gilt auch in der Schönheitspflege der Grundsatz: nicht illusorische Symptombehandlung, sondern Bekämpfung der Ursachen! Also, Verzicht auf die Behandlung äußerer Erscheinungen, dafür zweckmäßiger Erforschung der inneren Ursachen.

Bei Frauen ist in unendlich vielen Fällen bei sogenannten unheilbaren Schönheitsfehlern eine Störung der innerorganischen Tätigkeit zu beobachten, in erster Linie Darmträgheit. Viel, Hautunreinheiten, Rötungen, selbst kleine Eiterpusteln — das alles wird dann mit teuren kosmetischen Mitteln, Sauteremes, Schäluren und dergleichen äußerlich bekämpft, statt der Ursache des Leidens, der Stoffwechselstörung, zuzuhelfen. Es ist erschütternd wie wenig Wert noch so viele Frauen auf die Beobachtung der inneren Funktionen legen. Größte Regelmäßigkeit ist jedoch ge-

rade hier die Voraussetzung von Gesundheit und durch Gesundheit von Schönheit. Ernstliche Störungen bedürfen natürlich ärztlicher Behandlung, kleinere Unregelmäßigkeiten sollen durch natürliche Hilfsmittel, durch ein Glas kalten Wassers am frühen Morgen auf nüchternen Magen, durch den Genuß von viel rohem Obst, möglicherweise durch unverfälschte Reinigungssteaks behoben werden. Erst wenn hier absolute sichere Regelmäßigkeit eingetreten ist, dürfen die Symptome behandelt werden.

Besser jedoch als die künstlichen, äußeren Hilfsmittel wirkt auch hier die Natur. Jetzt in der Zeit der ersten Früchte darf man Gesicht und Hände mit dem Saft der roten Früchte — Erdbeeren, Zitronen, Tomaten — betupfen, ein wenig einziehen lassen und dann mit lauwarmem Wasser abspülen und mit reinem Fett nachfetten. Sauermilch, Buttermilch, Mele — das alles sind gute, natürliche Schönheitsmittel, die die Klarheit und Schönheit der Haut fördern.

Das praktische Heim

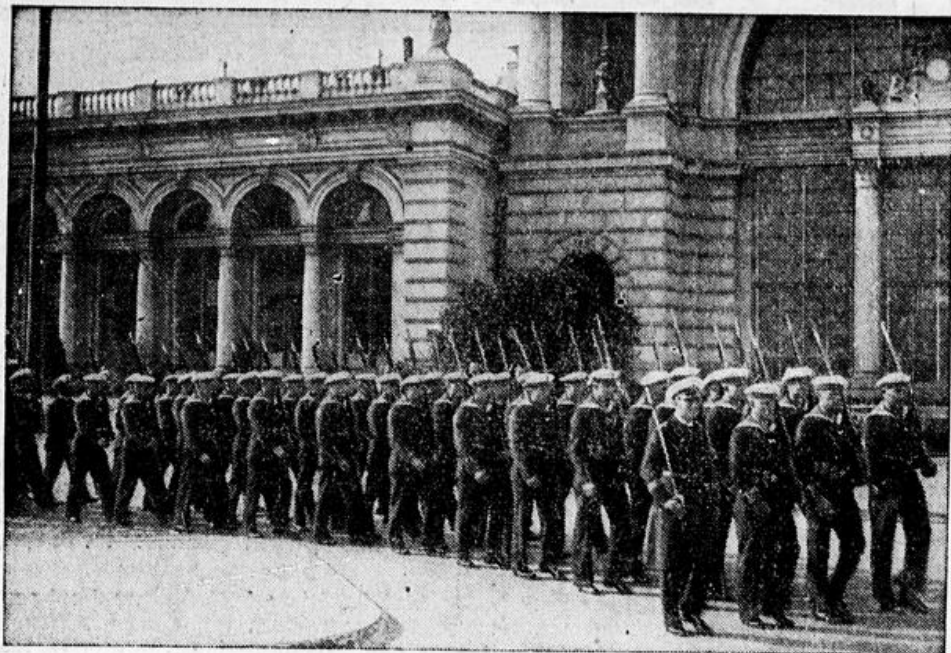
Der gemütliche Balkon



Für viele abgehetzte Großstadtmenschen muß der Balkon Ersatz für Freiluftspaziergänge, für Garten und selbst für Sommerreisen darstellen. Grundsatz ist daher nicht nur Schönheit, sondern Bequemlichkeit auf dem Balkon. Manche angepriesene „Garnitur“ sieht bunt lackiert, sehr einladend aus, erweist sich aber leider als schrecklich unbequem. Da sind wenige, behagliche Streckstühle, in denen der Körper beste Ruhe- und Entspannungsmöglichkeit findet, vorzuziehen. Die Holzkarte mit Auflegematratze ist ein wenig raumschluckend, mancher wird daher den zusammenklappbaren Korbliedestuhl bevorzugen. Für die Mahlzeiten werden kleine Tische herangerückt, die Kissengarnituren sind praktisch aus lustigem Wuchstuch. Die allzu brennende Sonne wird durch einen verstellbaren Schirm abgeblendet, und den Wind halten die seitlichen Rollmarkisen fern. Das ist ein gemütlicher Balkon!

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)

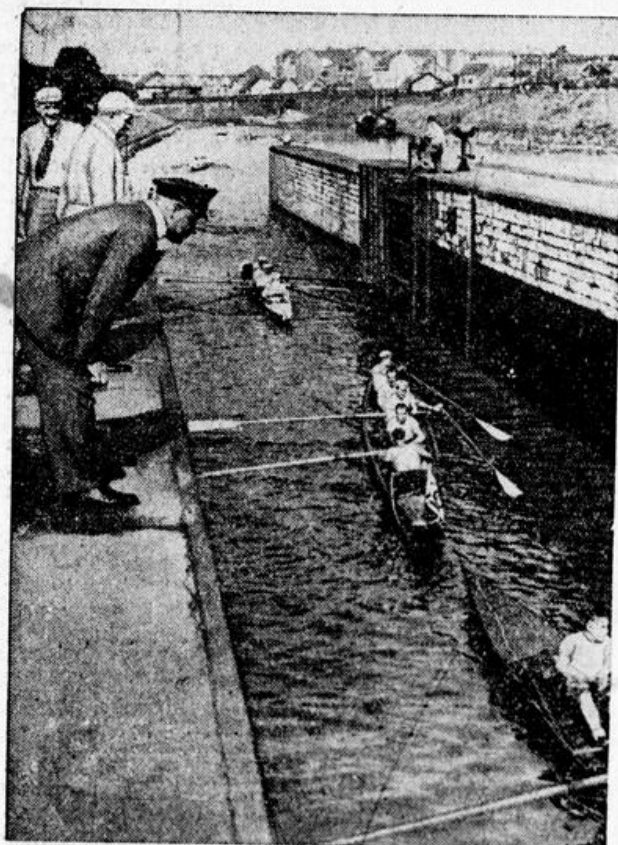


Die Tagerrat-Chrenwache in Berlin.
Die Marine-Unteroffizier-Lehrabteilung Friedrichsort nach ihrer Ankunft in Berlin. Sie stellte in diesem Jahr am 30. und 31. Mai und am 1. Juni zum Gedächtnis der Tagerrat-Schlacht die Chrenwache in der Reichshauptstadt.

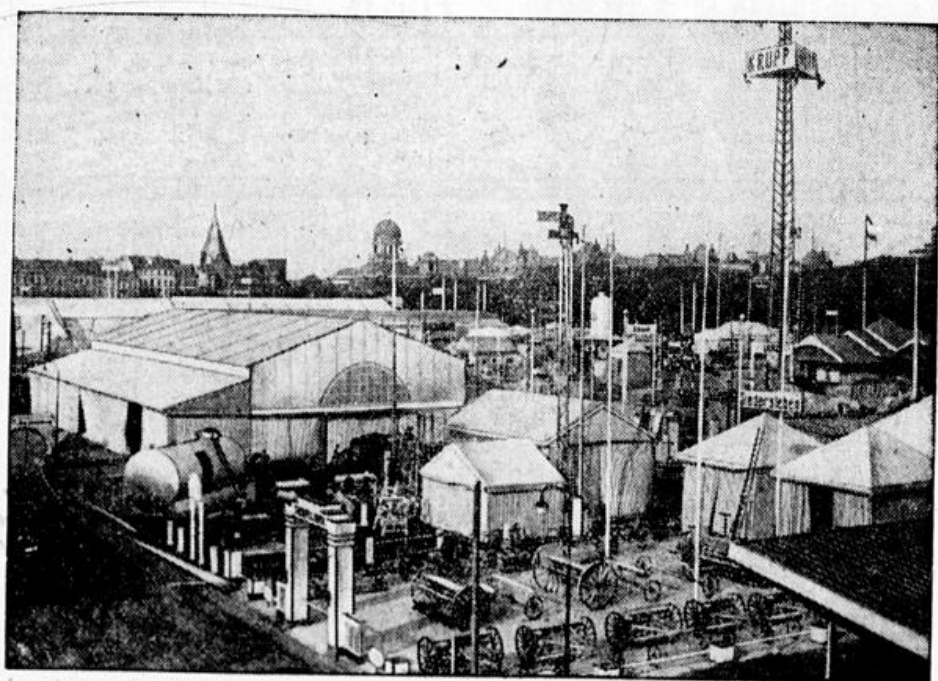


Die „Military“

In Hannover wurden vom 22. bis zum 25. Mai zwei reitende Prüfungen, die von besonderer Bedeutung für die Olympiade 1936 sind, abgehalten, eine Vielseitigkeitsprüfung und eine große Dressurprüfung. Mitmeister von Bloek (Kavallerieschule) auf dem Fuchswallach Fasan beim Nehmen eines Grabens während des Jagdspringens in der Olympiade-Vielseitigkeitsprüfung.



Drei Spargelmädchen
aus Beelitz (Mark), das heute sein berühmtes Spargelfest feiert.



Die 2. Reichsnährstandschau.

Ein Ausschnitt aus dem Aufbaufeld der Reichsnährstandschau, die in Anwesenheit des Reichsernährungsministers und Reichsbauernführers W. Dörries am 28. Mai in Hamburg eröffnet wurde.



Bild links:

Mit 1 PZ durch Alt-Berlin.

Faßt 40 Pferdebesitzer, die letzten der Reichshauptstadt, unternahmen unter Leitung des bekannten Heimatforschers Dr. Franz Lederer eine Frühlingsfahrt durch Alt-Berlin.

Musterung in London.
Bei der ärztlichen Untersuchung im Rekrutierungsbüro in Kingsway. Am Tage der englischen Luftaufrüstung werden ab sofort 20 000 junge Leute eingezogen.

Bild zweite Reihe oben:
Die Saarland-Treuefahrt der Ruderer.

Ruderer, die eine Saarland-Treuefahrt nach Köln unternahmen, am Start in Saarbrücken.

Bild rechts:

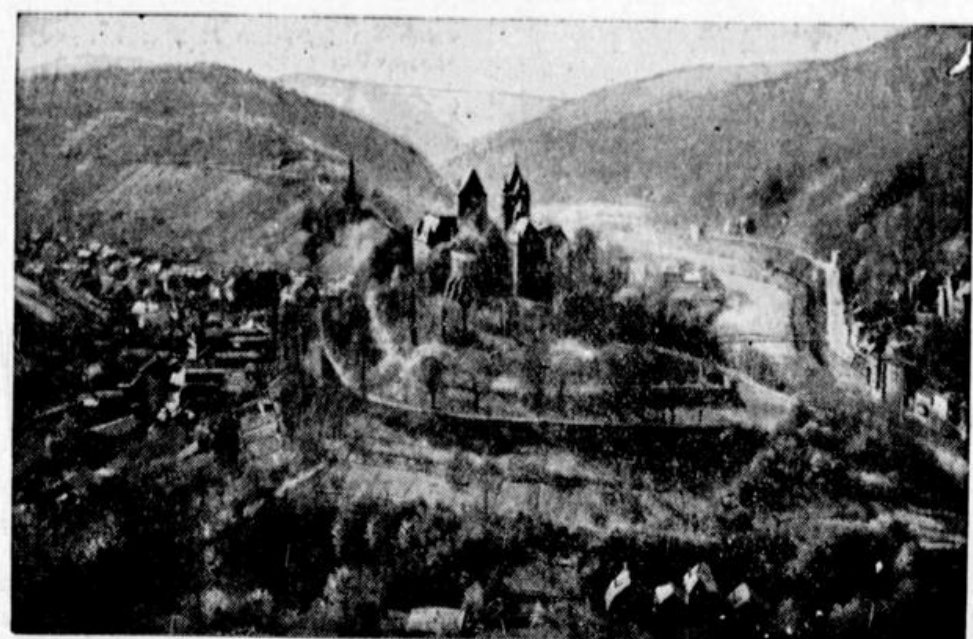
Unsere Reichswehr.
In verdeckter Stellung am Scherenfernrohr.



Bild rechts:

Zur Eröffnung der 1. deutschen Welt-Jugendherberge.

Am 25. Mai wurde die Jugendherberge auf der Burg Altena bei Hagen in Westfalen, die erste Jugendherberge im Deutschen Reich und in der gesamten Welt, durch den Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Hess, ihrer Bestimmung als erste deutsche Weltjugendherberge übergeben.



Spielplatz der Jugend

„Ein zauberhaft-heilbringender Stab ...“

Wünschelrute einfiel und steht

Was eine Wünschelrute ist, wie und wozu sie gebraucht wird, das wissen sicher die meisten von euch. Es handelt sich um eine Stange, die mit beiden Händen je an den beiden Ausgehenden erfaßt und vor dem Wünschelrutengänger hergetragen wird. Schreiet der Gänger über Stellen, in denen Tische, Metall oder Wasser verborgen sind, so sucht die Wünschelrute in seiner Hand.



Bis vor kurzem galt das Aberglauben als eine Art übergläubischer Handlung, die jeder wissenschaftlichen und tatsächlichen Grundlage entbehrt. Ein Verstoß aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts beschreibt die Wünschelrute folgendermaßen: „Wünschelrute — ein zauberhaft-heilbringender Stab, wurde besonders im Mittelalter zum Gegenstand eines bis in die neuere Zeit fortbauenden Aberglaubens. Bei dem Gebrauch kam es darauf an, sie unter Verjagung von Zauberformeln richtig zu halten, worauf sie durch ihre Bewegung anzeigte, ob und wo die gewünschten Gegenstände vorhanden seien ...“

Aber wer einmal Gelegenheit hatte, das angepöbelte Gesicht eines Rutengängers bei der Arbeit zu beobachten, der wird wissen, daß keiner unserer berühmten Gänger Zauberprüche murmelt, keiner Teufel oder Götzen anruft, sondern daß sie sich alle auf ihre Nerven verlassen, die eine besondere Fähigkeit haben, Reizwirkungen von Wasser und verschiedenen Mineralien durch den Erdboden herauf wahrzunehmen.

Die Forschungen unserer modernen Geophysiker beschäftigen sich eingehend mit den Eigentümlichkeiten der Wünschelrute. Man betrachtet dieses Instrument heute nicht mehr als einen zauberhaften Stab, sondern als die Verlängerung der Arme, durch die die „Nervenausschläge“ der Erde spürbar werden. Man erhofft für Wissenschaft und Wirtschaft wichtige Ergebnisse aus der Aufklärung über die „Sendung“ von Wasser und Mineralien, die man zum Teil als Strahlung auffaßt.

Es ist übrigens außerordentlich interessant, daß die ersten Versuche mit der Wünschelrute nicht in dem mit allerlei Aberglauben ausgestatteten Mittelalter gemacht wurden, daß die ersten Rutengänger nicht Hexen und Zauberer waren, die auf den Goldstoß wanderten und verbrannt wurden, sondern schon um das dritte Jahrtausend vor Christi gab es Rutengänger im alten China. Ein uralter Holzschnitt aus dem Jahre 2250 v. Chr. zeigt den Kaiser Hsi mit der Rute in der Hand, und der begleitende Text des Bildes berichtet: „Der große Kaiser Hsi war berühmt in den Ländern um seiner Fähigkeit willen, Quellen und Aern kostbaren Erzes im Boden zu entdecken und vielerlei verborgene Dinge zu kennen. Ihr seht den Kaiser hier feierlich im langen Gewand stehen.“

In Europa sind Wünschelrutengänger im frühen Mittelalter tätig gewesen und übten ihre Fähigkeit im Bergbau. Aber auch Fürsten führten unter ihren Trabanten oft Rutengänger mit sich, die für die Heere im Notfall Wasser finden mußten. Im 18. und 19. Jahrhundert fiel das alte Aberglauben der Gänger zurück in abergläubischen Mistrauen diesen Menschen gegenüber, die selbst niemals behauptet haben, einen geheimnisvollen Kontakt mit Geistern geschlossen zu haben. Heute hat man nicht nur mit diesem Aberglauben aufgeräumt, sondern man ist auch auf dem Wege, das Rutengehen durch Menschen anstellen zu lassen, die nicht eine besondere Begabung dazu besitzen. Man glaubt, einen Weg dazu gefunden zu haben, wenn man einen Apparat in Tätigkeit setzt, der auf elektromagnetischem Wege die Strahlen von Wasser oder Erzen auffängt und anzeigt.

Waldnacht ...

Von Josef von Eichendorff.

Wie schön, hier zu verträumen
Die Nacht im stillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt.

Die Berg' im Mondesglanz
Wie in Gedanken stehn,
Und durch verworrene Trümmer
Die Quellen fliegend gehn.

Die Stern' gehn auf und nieder —
Wann kommtst du, Morgenwind,
Und hebst die Schwärzen wieder
Von dem verträumten Kind?

Schon rührt sich's in den Bäumen,
Die Lerche weckt sie bald —
So will ich treu verträumen
Die Nacht im stillen Wald.

Treue Freundschaft

Wotan bittet für Minerva.

Ein Gutsbesitzer in Schloßen hatte einen Jagdhund, der in großer Freundschaft mit dem Reiterpferde des Herrn lebte. Der Hund hieß Minerva, das Pferd Wotan.

Als der Herr eines Tages den Hund auf einem Reit durch die Felder mitnahm, konnte dieser es nicht unterlassen, auf eigene Rechnung zu jagen und einem aufgeschreckten Hahn nachzusetzen. Der Herr rief und rief — vergebens. Der Hund konnte seiner Jagd lust nicht widerstehen. Als er endlich zurückkam, stieg sein Herr vom Pferde und züchtigte Minerva wegen ihres Ungehorsams mit der Reitpeitsche. Da fühlte er, wie er plötzlich am Arm zurückgehalten wurde, und als er sich umsah, war es Wotan, der ihn am Armel gefaßt hatte, ihn fortzog und offenbar die Absicht hatte, die Bestrafung seiner Freundin zu verhindern. Als er diesem Wunsche nachkam, ließ das Pferd sofort den Armel fahren, wieherte freudig und rief seinen Kopf dankbar an der Schulter des Herrn, indes Minerva sich verdrückte.

Abends aber, als Wotan behaglich sein Heu aus der Mause zupfte, stahl sich Minerva zu ihm in den Stall, roste sich an Wotans Flanken zusammen und leistete ihrem Freunde Gesellschaft.

Wollen wir wohl laufen?

Ordnung.

„Anna“, sagte die Hausfrau, „bringen Sie mir doch mal aus der Speisekammer die Essigflasche mit der Aufschrift: Salmiakgeist“. Da wird noch etwas Speise drin sein.“

An!

„Endlich kommst du, Tantechen! Mutti wartet schon so auf dich“, erklärt Gretchen, die ihrer Tante die Tür aufmacht.

„Aber Gretchen, deine Mutti kann doch gar nicht wissen, daß ich heute zu euch kommen wollte?“ „Doch, doch! Eben als du geklingelt hast, hat Mutti noch gesagt: Das ist doch sicher Tante Lina — die hat uns gerade noch gefehlt!“

Die deutsche Sprache

Eine Anekdote.

Es war vor ungefähr achtzig Jahren am Berliner Hofe. Da unterhielt sich der damalige französische Gesandte mit einem deutschen Schriftsteller und behauptete, daß die deutsche Sprache gegenüber der französischen sehr ungeschickt sei.

„Die Deutschen“, erklärte der Franzose, „sind nicht imstande, in ihrer Sprache genau das auszudrücken, was sie wollen. Die Sprache ist unbehilflich. Es ist ein solcher Wust von Worten, die zum großen Teile überflüssig sind, die vielfach nur dasselbe sagen, daß man sich in diesem Labyrinth nicht zurechtfinden kann. Ihrer Sprache fehlen eben die Feinheiten, die die unferige besitzt ...“

„Ob“, entgegnete ihm der Deutsche, „ich kenne doch meine Muttersprache ganz gut. Das ist mir aber noch nicht aufgefallen, daß zwei Worte genau dieselbe Bedeutung haben.“

„Nun, da könnte ich Ihnen vielleicht einige Beispiele nennen“, erwiderte der Franzose.

„So? Da bin ich begierig!“

„Also zum Beispiel: Nennen und heißen!“

„Daß ich nicht wüßte“, erwiderte der Schriftsteller, „ich kann meinen Diener wohl heißen, etwas zu tun, aber nicht nennen!“

„Um ja — da haben Sie recht. Aber nun: Speisen und essen!“

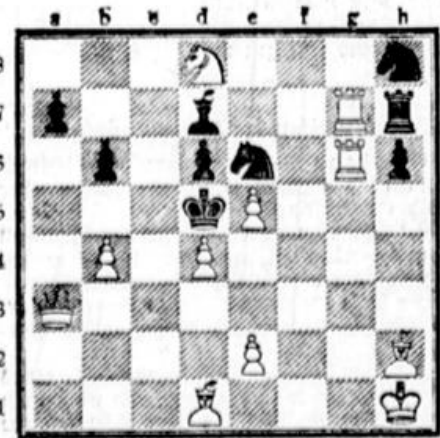
„O nein, Sie können zum Beispiel die Armen speisen, aber nicht essen!“

„Da haben Sie auch wieder recht. Aber wie ist es mit senden und schicken?“

„Sie haben Unrecht mit Ihrem Beispiel, Marquis. Schenken Sie, Sie sind wohl ein Gelehrter, aber kein Geschickter ...“

Schachaufgabe

Netko



Matt in zwei Zügen

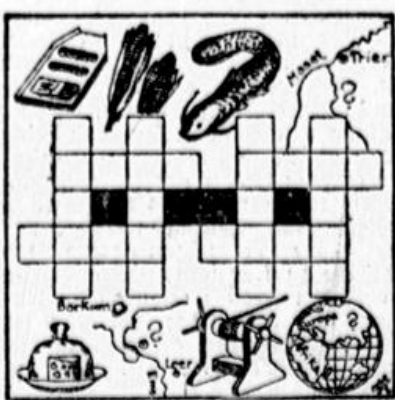
Kontrollstellung: Weiß (11 Figuren): König h 1, Dame a 3, Turm g 6, g 7, Läufer d 1, h 2, Springer d 8, Bauer h 4, d 4, e 2, e 3. — Schwarz (9 Figuren): König d 5, Turm h 7, Springer e 6, h 8, Läufer d 7, Bauer a 7, b 6, d 6, h 6.

Mitternacht.

Eines Abends kommt Max Schlemil in seine Wohnung und wird von seiner Frau mit Bohnen empfangen. „Schon wieder“, sagt sie, „am frühen Morgen.“ Max Schlemil antwortet: „Wieso am frühen Morgen? Es ist eben Mitternacht. Ich komme von Fritz Lehmann, dort haben wir Radio gehört. Wir hatten London sehr schön. Als die Turmuhr der Westminsterabtei 12 Uhr schlug, bin ich gegangen und, du magst es glauben oder nicht, ich bin direkt von

Schlemil nach Hause gelaufen.“ — „Mein lieber Freund, du magst erzählen, was du willst“, meint Frau Schlemil und holt ihre Nachtschub. Die Uhr zeigt 1.20 Uhr. „Du mußt noch irgendwas gelesen haben. Es sind doch nur fünf Minuten Weg von Lehmanns bis hierher.“ „Groß!“, rief er und hält ihrem Manne die Uhr unter die Augen. „Max Schlemil bleibt bei seinen Behauptungen: „Es ist mir nicht eingefallen, irgendwas zu lesen“, und muß hören: „Wenn ihr Männer doch nicht so feige wäret! Wo bist du denn nun eigentlich die Stunde gewesen?“ Max Schlemil ist nirgendwo gewesen, wie er behauptet. Man geht zu Bett, und wieder ist ein Punkt im Leben von Max Schlemil ungeklärt geblieben.

Muffiertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben
be — he — ho — de — der — e — e — en
er — el — ga — ant — ge — gel — ge — gie —
im — in — lau — le — se — ma — me — mie —
min — mit — na — na — nei — nen —
ni — on — re — ren — se — se — fen — ter —
ter — ti — tin — tu — u — wan

Sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Schwörtwort ergeben.

1. Synonym für Vode
2. Alagelieb
3. Sportliche Veranstaltung
4. Spanische Weinrente
5. Einsebler
6. Ehefrau
7. Synonym für Biene
8. Fluß im Obergebiet
9. Volksgemeinschaft
10. Farbenbehälter
11. Aneidungsfeld
12. Anteilnahme
13. Zahlungsfrist
14. Gartenhäuschen
15. türkischer Rechtsgelehrter
16. himmlisches Wesen
17. Stadt in Oberbessen
18. Oper von Verdi

Denksportaufgabe.

Ein Geographieprofessor überträgt einem jungen Studenten eine größere Menge Notizen, die ihrem Inhalt nach nach Erdteilen geordnet werden sollen. Unter den Notizen befindet sich auch folgende: „Tropen ist der größte Teil des Erdteils dem Ozean und

seinem Einfluß ziemlich entrückt, was sich darin zeigt, daß die kältesten Punkte 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind, weiter als in jedem anderen Erdteil.“ Aus welchen Erdteilen bezieht sich diese Notiz?

Auflösungen für Familientisch.

Schachaufgabe:
1) e7 — e8 d7, K f7 x d8; 2) S d5 — f6 f, und die schwarze Dame ist verloren.
1) ... K f7 — g7; 2) D e8 — e7 f, und Weiß tauscht die Damen und gewinnt.

Verbindungsaufgabe:

Schlag Wort, Chef-Art, Sans-Purs, Nachtlicht, Eis-Bein, Ed-Breit, Gold-Spind, Peim-Topf, Chr-Nina, Ei-Rand, Christ-Red, Gold-Red, Eder-Stuhl, Hoch-Zeit, Erz-Schelm, Nord-Rap — Schneeglockchen.

Denksportaufgabe.

Genau im Süden, weil ein Bewohner der nördlichen Polargegenden das erste Auftauchen der Sonne nur zur Mittagszeit sehen kann, wenn sie für die Breiten südlich des Polarsternes den höchsten Punkt (Zenith) des Himmels erreicht.

Silbenrätsel:

1. Soda, 2. Erwan, 3. Trawabi, 4. Darius, 5. Wolgast, 6. Njow, 7. Scipio, 8. Anaramsdorf, 9. Kanau, 10. Moquette, 11. Salpeter, 12. Cochem, 13. Gella, 14. Engadin, 15. Jbering, 16. Nervi, 17. Tirol, 18. Melinit. — Seid, was ihr scheint, man ist, wofür man gilt (Demetrius).

Kreuzworträtsel

Es bedeuten a) von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Iris, 2. Nost, 3. Nier, 4. Stralund, 5. Linfingen, 6. Giau, 7. Bann, 8. Arab, 9. Har, 10. Wana, 11. Zel, 12. Gera, 13. Eris, 14. Rafe.

